ARTUR HEYE

Steppe im Sturm



„In diesem Buche schildert der unvergleichliche Erzähler die Nöte und Schrecknisse, das Grauen des tropischen Krieges mit einer solchen Lebendigkeit, daß der Leser alles unmittelbar miterlebt."

Jungmannschaft

BÜCHER VON ARTUR HEYE

In Freiheit dressiert

„Wilde Lebensfahrt" Band 1 - 160 Seiten

„Einem durch die heutige Zeitlage niedergedrückten und entmutigten ‚Kulturmenschen' kann man zur Erholung kaum etwas Besseres wünschen als dieses Buch." Seeländer Volksstimme

Allahs Garten

„Wilde Lebensfahrt" Band 2 - 162 Seiten

„Hinter der fast bestürzenden Fülle an spannenden Geschehnissen steht mehr als ein berichtender Abenteurer: ein aufrichtiger, die Welt kritisch und klug betrachtender Mensch." Nationalzeitung

Hinein nach Afrika

„Wilde Lebensfahrt" Band 3 - 160 Seiten

„Heye ist ein lebendiger Erzähler und fabelhafter Schilderer. Flüssig und spannend sind seine Fahrten dargestellt und doch von viel Kenntnis und tiefem Verstehen für Afrika gekennzeichnet." Luzerner Neueste Nachrichten

Die Wildnis ruft

„Wilde Lebensfahrt" Band 4 - 164 Seiten

„Die Abenteuer, die Heye erlebt, erzählt er auch diesmal mit einer solchen farbigen Bildhaftigkeit, Schlichtheit und Wahrheit, daß man von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt ist." Jungmannschaft

Steppe im Sturm

„Wilde Lebensfahrt" Band 5 - 160 Seiten

„In der Form ein echter, fesselnder Heye, ist dieser fünfte Band des autobiographischen Werkes zugleich der aktuellste der bisher erschienenen." Der Bund

Ewige Wanderschaft

„Wilde Lebensfahrt" Band 6 - 154 Seiten

„Die spannenden Episoden aus diesem nimmermüden Wanderleben sind dramatisch gerafft und flüssig und spannend erzählt, so daß das Buch besonders als unterhaltsame Ferienlektüre empfohlen werden kann." Luzerner Neueste Nachrichten

Im letzten Westen

MIT TRAPPERN, FISCHERN, GOLDSUCHERN IN ALASKA

4. Auflage. 304 Seiten mit 32 Kunstdrucktafeln

„Was Artur Heye in Alaska erlebt, ist so spannend und so voller Abenteuer, daß wir bis zum Schluß gefesselt bleiben. Ein ausgezeichnetes Erlebnisbuch mit echter Atmosphäre." Schweiz. Familien-Wochenblatt

Albert Müller Verlag, A.-G., Rüschlikon-Zch.



öb Öffentliche Bücherei
5330 Fuschl a. See, Pfarrhof

Steppe im Sturm

Wilde Lebensfahrt

Band 5: Steppe im Sturm

Von

ARTUR HEYE



ALBERT MÜLLER VERLAG, A.-G., RÜSCHLIKON-ZCH.

Steppe im Sturm

Erlebnisse im Buschkrieg

Von

ARTUR HEYE



Dritte Auflage



ALBERT MÜLLER VERLAG, A.-G., RÜSCHLIKON-ZCH.

Nachdruck verboten
Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, der Verfilmung, der Hörspielbearbeitung und der Rundfunkübertragung, vorbehalten
Copyright 1942 by Albert Müller Verlag A.-G., Zürich

Neuntes bis elftes Tausend
Verlagsnummer 159/49

Printed in Switzerland
Druck: Buchdruckerei Keller & Co. AG., Luzern

Inhalt

ERSTES KAPITEL

Bergeinsamkeit – Das Leuchten der Welten – Zwei Boten kommen aus der Nacht – Ein bedeutungsvoller Brief – „Und was wird nun aus uns, Bwana?“ – Ein Abstieg aus eisiger Höhe – Die Bergurwälder – Das Land der Bananen – Ein Gewaltsmarsch und ein trauriger Abend

---

Am Abend des zehnten August 1914 lag ich, in zwei Decken gehüllt, in einem Liegestuhl vor der Türe der Petershütte und steckte mir bedachtsam eine dicke Havanna an, im Zweifel darüber, wie dieses Unterfangen wohl ausgehen würde. Die Petershütte steht auf einem Sattelplateau des Kilimandscharo; die Havanna stammte aus einem Kistchen, das mir der Distriktskommissar von Taveta als Abschiedsgeschenk zugesteckt hatte, als ich vor vierzehn Tagen seinen Posten verlassen hatte, um hier oben, in fünftausend Meter Höhe, eine hartnäckige Malaria auszukurieren. Es war damit wirklich rasch besser geworden. Seit zwei Tagen hatte ich keine Temperatur mehr, heute abend war ich mit einem wahren Kannibalenappetit über mein Nachtessen hergefallen und hatte darauf den kühnen Entschluß gefaßt, zu der Importe zu greifen.

Jenseits der flachen, bronzefarbenen Lava-Einöde des Sattels stieg die Silberkuppe des Kibo-Gipfels mit schwungvoller Linie noch weitere tausend Meter empor ins tiefe Dunkelblau des Himmels. Wie ein ungeheurer Rubin funkelte die Spitze des Eispanzers unter den letzten Strahlen der Sonne; in den Furchen des Gletschers rann es herab wie lauter Blut. Zu meiner Linken ragten, schon in kobaltblaue Schatten eingehüllt, die wildzerrissenen schwarzen Felsenpfeiler des zweiten Kilimandscharo-Gipfels, des Mawensi, auf. Kein Laut unterbrach die tiefe Stille ringsum, selbst die zahllosen kleinen Gletscherbäche zwischen den vulkanischen Blöcken — die einzige Äußerung unbewußten Lebens in dieser eisigen Höhe — waren mit dem

Aufhören der Sonnenbestrahlung im Nu erstarrt und verstummt.

Entrückt und abgeschieden von der übrigen Welt, verglühte der höchste Gipfel des riesigen Gebirgsstocks im letzten Tageslicht. Unterhalb des steilen Sattelabfalls wallte ein geschlossenes Meer von weißen Wolken; ohne Spalt und Lücke erstreckte es sich bis zum dunkelnden Horizont hinaus. Darunter verborgen lagen die Einöden der Wildsteppen; Hunderte von Kilometer weit dehnten sie sich ringsum aus. Und dort, fern im Nordwesten, inmitten der großen Einsamkeit, war mein Standlager und meine Heimat — der See von Ol Matun. Von dort war ich gekommen, und dorthin gedachte ich — wenigstens in diesem Augenblick noch — bald zurückzukehren.

Wie eine verwehende Flamme erlosch die glühende Eiskuppel des Kibo in jäh herabfallender, sternenbestickter Nacht. Eisige Kälte drang durch meine Decken. Ich stand auf und hob die Zigarre zum Munde, schleuderte sie dann aber, von plötzlichem Ekelgefühl übermannt, weg — sie hatte mir doch noch nicht so recht geschmeckt. In weitem Bogen flog sie über eine Lavaklippe hinaus; sinnend folgte mein Blick dem fallenden roten Funken — da blitzte unterhalb am Hange ein Lichtlein auf. War einer meiner Leute so spät noch Holz sammeln gegangen? Oder kamen da etwa noch Bergsteiger an? Das war unwahrscheinlich, denn der Kilimandscharo ist nicht gerade von Touristen überlaufen.

„Simu!“ rief ich zur Küche hinüber, die hier oben gleichzeitig als Quartier für die Träger diente. Der Koch, ein riesengroßer Ugandamann, kam mit einem fragenden „*Bwana?*“ heraus.

„Ist einer von unseren Trägern noch dort unten?“

„Nein, *Bwana*, sie sind alle da. — Ah, eine Laterne...!“

„Schicke Kazimoto mit unserer Laterne her, ich will den Leuten entgegengehen. Und bereite auf alle Fälle einen Topf Tee für sie!“

Als Kazimoto — sein Name „Harte Arbeit“ war ihm wahrscheinlich aus Ironie verliehen worden, denn er gehörte zu den größten Faultieren, die mir je unter die Augen gekommen sind — endlich mit dem Licht angeschlurft kam, waren schon die Stimmen der Ankömmlinge zu hören. Es waren zwei Eingeborene: der eine hielt eine Laterne, der andere trug ein Stöckchen, an dessen Ende etwas Weißes leuchtete, steif vor sich her. Also ein Bote, der einen Brief auf die in Afrika übliche Weise beförderte. Ich blieb verblüfft stehen: wer in aller Welt konnte mir hier herauf schreiben? Außer Delafontaine, dem Distrikskommissar von Taveta, wußte nur Dr. Jäger in Moschi — bei ihm hatte ich auf dem Durchmarsch die Schlüssel zu den Unterkunfsthütten geholt — von meinem Aufenthalt in der Petershütte.

„*Jambo, Bwana!*“ grüßten die beiden frostschnatternden Gestalten. „*Wewe Bwana Haie?*“ fragte dann der eine, ein junger Bursche mit klugem Gesicht. Er war mit einem Khaki-Uniformrock bekleidet, und im Licht der emporgehaltenen Laterne sah ich, daß die Metallknöpfe daran den Reichsadler zeigten. Ich nickte; der Junge löste mit klammen schwarzen Fingern den in den Stecken eingeklemmten Brief und gab ihn mir. Das Schreiben trug eine große Siegelmarke, wiederum mit dem Reichsadler. Die Adresse lautete: „Herrn Haie, zur Zeit Petershütte“, und der Absender war das Kaiserliche Bezirksamt in Moschi. Obgleich auch meine Hände vor Kälte starr und steif waren, öffnete ich den Brief sofort, und beim Scheine der Laterne, die Kazimoto hochhielt, las ich:

Sie werden hierdurch aufgefordert, sich innerhalb von drei Tagen nach Erhalt dieser Benachrichtigung bei der unterzeichneten Amststelle einzufinden und Ihren Paß und, falls Sie Reichsdeutscher sind, Ihre Militärpapiere vorzulegen.

Zu Ihrer Information wird Ihnen mitgeteilt, daß sich das Deutsche Reich und seine Kolonien seit Anfang dieses Monats mit Rußland, Frankreich, Belgien und England im Kriegszustand befinden.

Moschi, 6. August 1914

Der Kaiserliche Bezirksamtmann:
gez. von Godovius.

Was ich nach dem Lesen dieser Botschaft gedacht und empfunden habe — daran kann ich mich nicht erinnern. Wahrscheinlich begriff ich zuerst einmal gar nichts. Jedenfalls las ich den Brief gleich an Ort und Stelle nochmals und dann noch einige weitere Male droben in der Hütte. Aber auch danach war ich noch weit davon entfernt, den Inhalt zu erfassen oder gar zu glauben. So rief ich schließlich den Boten herein und stellte ihm Fragen. Ob es wahr sei, was mir der *Bwana mkubwa*, der große Herr von Moschi, schrieb, daß in Europa Krieg ausgebrochen und daß auch dieses Land hier im Kriegszustand sei?

„*Ndio*, *Bwana*", nickte der Junge eifrig. „Alle Askarikompanien sind an die Grenze gegangen, und in Moschi sind viele, viele Europäer zusammengekommen. Und vorgestern, als ich mit diesem Briefe von Moschi fortging, ist die Nachricht eingetroffen, daß die Deutschen Taveta erstürmt haben. Der englische *Bwana*, der dort war, ist erschossen worden. Ich kannte ihn, es war ein ebenso langer und dünner Mann wie du, *Bwana*, und..."

„Was...? Was sagst du da? Weißt du das genau? Der Distriktskommissar von Taveta, *Bwana* Delafontaine, ist tot?" unterbrach ich ihn, sprang auf und faßte ihn an der Schulter.

Der Junge sah mich erschrocken an. „*Ndio*, *Bwana Haie*, ich weiß es genau. Ich bin doch beim Bezirksamt angestellt, und mein älterer Bruder ist Schreiber im Büro..."

Ich starrte ihn schweigend an und setzte mich langsam nieder — mit meinen Kräften war es noch nicht weit her. Der Mann, der da in Taveta gefallen war, war der einzige weiße Mensch gewesen, mit dem ich im Laufe des letzten Jahres zusammengekommen war, und einer meiner wenigen Freunde in Afrika. Die Teekanne und die Laterne vor mir auf dem Tische, die Dekken in der Bettkoje und die gesamte Safari-Ausrüstung, die ich bei mir hatte, waren sein Eigentum. Diese Dinge hatte er mir, samt den Leuten, die sie heraufgeschleppt hatten, für die Dauer meines Aufenthaltes auf dem Kilimandscharo geliehen. Aber derselbe Mann war nach dem Unbegreiflichen, das dieser Brief berichtete, jetzt mein Feind. Wenn ich vor einigen Tagen drunten in Moschi gewesen wäre, hätte ich vielleicht mit nach Taveta

marschieren und auf ihn schießen müssen, denn jetzt war Krieg, und ich war ein Deutscher!

„Krieg... Deutscher...?" murmelte ich vor mich hin und schüttelte den Kopf. Beide Begriffe waren mir vorläufig noch gleicherweise fremd. „Deutscher...!" sagte ich nochmals, und beim Klange des Wortes kam mir in den Sinn, daß Jahre vergangen waren, seit ich zum letzten Male Deutsch gesprochen hatte.

„*Unasema nini*, *Bwana?* — Was sagst du, Herr?" fragte eine schüchterne Stimme. Der junge Bote stand noch immer im Raume und sah mich aus glänzenden dunklen Augen beunruhigt an.

„Es ist gut. Geh hinaus und sag dem Koch, er soll dir und deinem Kameraden Tee und etwas zu essen geben, und dann soll er zu mir hereinkommen."

Der Junge schlug militärisch die nackten Fersen zusammen und ging. Ich wischte mir einen Schweißtropfen von der Stirne und ließ den Kopf in hoffnungslosem Grübeln wieder sinken. Im eisernen Ofen prasselte das Feuer; in den Felsschründen des Mawensi heulte melancholisch der Wind; mit solch ungestümer Wucht drang sein eisiger Hauch durch alle Ritzen des hölzernen Bauwerks herein, daß die Flamme der Lampe unter ihrer Schutzglocke flackerte. Ich hatte das Eintreten Simus überhört und schreckte auf, als ich plötzlich seine tiefe Stimme hörte.

„Haben die Boten aus Moschi euch schon erzählt, was geschehen ist?" fragte ich.

Er nickte, in seinem schwarzen Gesicht arbeitete es. „Haben sie die Wahrheit gesagt, *Bwana?* Haben die Deutschen *Bwana* Delafontaine wirklich erschossen?"

„Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Aber es ist wahr, daß Krieg ist. Der *Bwana mkubwa* von Moschi hat es mir in diesem Briefe geschrieben."

„Und was wird nun aus uns, *Bwana?* Können wir jetzt nicht mehr nach Taveta zurückkehren?"

„Ich selbst kann nicht wieder hingehen, denn ich bin ein Deutscher. Was mit euch wird, weiß ich nicht. Ich weiß über-

haupt nicht, was nun werden wird, Simu. — Laß heute abend noch alles zusammenpacken, wir marschieren in aller Frühe nach Moschi."

„*Ndio, Bwana*", sagte er und verließ gesenkten Kopfes das Haus.

Ich legte Holz nach und streckte mich dann, in alle meine Decken gehüllt, auf dem Bett aus. Doch die Nacht wurde mir lang. Grübelnd versuchte ich immer wieder, mir eine Vorstellung von dem zu machen, was in diesen selben Stunden im fernen Europa und auch hier in Afrika geschehen mochte. Wenn ich an das Schicksal meines Freundes drunten in Taveta oder an mein Haus in Ol Matun dachte, krampfte sich mein Herz zusammen. Mit meinem kleinen Heim dort inmitten der Wildnis der Athi River Plains hatte ich alles verloren, was ich an irdischen Gütern besaß, und meine Arbeit und Aufgabe dazu: das Photographieren der afrikanischen Tierwelt. Es war das einzige gewesen, woran mein Herz hing. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu diesem Punkte zurück, doch all mein Grübeln in jener Nacht blieb fruchtlos, und nur das eine wurde mir klar: mein persönliches Ergehen war angesichts dieser Weltkatastrophe völlig unwesentlich geworden.

Der leuchtende Zeiger der kleinen Weckeruhr rückte qualvoll langsam weiter; sooft ich die Augen darauf richtete, dachte ich an den Mann, dem auch diese Uhr gehörte, und ich hätte aufspringen und durch die Nacht hinunterrasen mögen, um Gewißheit über sein Geschick zu erlangen, um überhaupt mit Menschen über das Ungeheure zu reden, das über die Welt hereingebrochen war. Noch nie zuvor war mir die Einsamkeit, in der ich fast ständig zu leben pflegte, so sehr zum Bewußtsein gekommen.

Schließlich mußte ich doch wohl eingeschlafen sein, denn ich fuhr plötzlich hoch, als etwas Kaltes, Stachliges mein Gesicht berührte. Es war „Spot", mein junger Gepard, den ich vor einigen Monaten in Ol Matun von Ndorobboleuten erstanden hatte. Mit leise grunzendem Laut legte er den Kopf zärtlich an meine Wange und sah mich aus seinen schönen goldbraunen

Augen unverwandt an. Ich streckte die Hand aus, um sein Ohr zu kraueln, und dabei fühlte ich, daß das kurzhaarige Fell des Tieres sich vor Frost sträubte und der ganze Körper zitterte; im Nu wurden meine Finger steif. Im Raume herrschte eisige Kälte, sie war es wohl, die das Tier von seinem Platz hinter dem Ofen zu mir getrieben hatte. Der Uhrzeiger stand auf vier, das Feuer war ausgegangen, an Tür- und Fensterrahmen glitzerte Rauhreif, und das Thermometer an der Wand zeigte vierzehn Grad unter Null. Der wilde Bergwind draußen hatte sich gelegt; durch die lautlose Stille der Hochgebirgsnacht drangen Feuergeprassel und das Gemurmel von Menschenstimmen herüber. Meine Leute hatten wohl in dieser markerstarrenden Kälte nicht schlafen können; es war die kälteste Nacht, die ich dort oben erlebt habe.

An Schlaf war nicht mehr zu denken; so sprang ich auf, machte ein mächtiges Feuer im Ofen und trat dann vor die Türe hinaus. Die Nacht war erhellt von dem unbeschreiblichen, kalten Glanz der Sterne; wie eine stillbrennende Lampe strahlte die Venus über den wilden, dunklen Felsenmassen des Mawensi. So hell war das Licht des Planeten, daß mein Schatten sich deutlich erkennbar an der Hüttenwand abzeichnete. Es war hell genug, um den Pfad über die kahlen Halden und durch das Erika- und Knieholzgebiet ausmachen zu können, und bis wir den oberen Rand der Urwaldzone erreicht hätten, würde der Tag anbrechen. Ich rief dem Koch zu, er möge sofort mein Frühstück richten und alles vorbereiten, so daß wir gleich danach aufbrechen könnten.

Eine halbe Stunde darauf stieg ich, mit den bis zu den Augen vermummten Boten als Führer, umkreist von Spot, der sich mit seinen gewaltigen Sprüngen anscheinend warm zu laufen gedachte, über eisbedeckte Lavablöcke und hartgefrorene Rinnsale bergab.

Eine verzehrende Ungeduld trieb mich vorwärts; doch ich mußte immer wieder auf die nachkommenden Träger warten. Die armen Teufel stöhnten vor Qual; alle hundert Schritt stellten sie ihre Lasten ab, schlugen die Arme um den Leib und rieben die nackten Füße, die von der bitteren Kälte gleichsam gebissen wurden. Ich sah ein, daß ich mit dem Nachtmarsch in dieser

eisigen Höhe Unmenschliches von ihnen verlangte. So gebot ich am ersten größeren Wasserlauf Halt, ließ ein Feuer von trockenem Wacholderreisig anzünden, das Eis im Felsbassin aufhacken und einen gewaltigen Kessel voll Tee für alle machen. Ein jäher Schmerz durchzuckte mich, als ich mit dem Rest meines Zuckervorrats eine halbe Flasche „*Black & White*" in den Kessel leerte — auch der Whisky stammte aus Taveta.

In den englischen und deutschen Kolonien war es damals verboten, Negern Alkohol zu geben, aber hier lagen Umstände vor, die den Verstoß entschuldigen mochten. Mit beseligten Gesichtern schnupperten meine Leute die Düfte, die dem Gebräu entstiegen, und unmittelbar nachdem sie schmatzend das letzte Tröpfchen aus den Blechtassen geschlürft hatten, trat schon die Wirkung ein. Unter Schwatzen und Lachen schwangen sie sich die Lasten auf die Köpfe und setzten dann, johlend, grölend und einander spaßhafte Bemerkungen zurufend, den Abstieg fort.

Bald darauf verblich der magische Glanz der Gestirne; fahlgrau traten die phantastischen Umrisse der Wacholderbüsche und Johnstoniastauden zwischen den schwarzen Klippen hervor, und einige Minuten später erglühte der Scheitelpunkt des Eisdoms über uns in den ersten Strahlen der Sonne. Doch das erhabene Schauspiel dauerte nicht lange. Ein schneidendkalter Windstoß trieb plötzlich flatternde Nebelschwaden heran, und binnen wenigen Sekunden war alles ringsum in wogenden grauen Wolken versunken.

Nach einer Stunde immer noch vom Alkohol befeuerten Marsches tauchte vor uns die graugrüne Mauer des Urwalds aus dem Gewoge. In Fetzen und Streifen trieb der Nebel durch das wilde Gewirr von aufrechtstehenden und gestürzten Stämmen; Moos- und Flechtenbärte schwangen wie Gespenster im Luftzug, und aus allem tropfte es unaufhörlich eiskalt auf uns herab. Der Pfad war kaum fußbreit, bei jedem Schritt quoll das Wasser aus den schwellenden Moospolstern, und an vegetationslosen Stellen war er so glatt und schlüpfrig, als wäre er mit Schmierseife eingerieben.

In der Region der düsteren, ständig von schweren Wolken

durchwogten, mit feuchtem Moderduft erfüllten, von herzbeklemmendem Schweigen überlasteten Bergurwälder verging bei den Trägern bald die letzte Wirkung des Teepunsches, denn es war schwer für sie, mit der mehr als halbzentnerschweren Last auf dem Kopfe vorwärts zu kommen. Rutschend und stolpernd, an abschüssigen Stellen in langen Sätzen springend, zwängten sie sich zwischen Schlingpflanzengeweben und dichtstehenden Stämmen hindurch; bei jeder Berührung mit den triefenden Pflanzenmassen wurden sie von eiskalten Tropfen überschüttet; immer wieder glitten sie auf dem schlüpfrigen Boden aus und schlugen krachend hin. Am schlimmsten aber war eine — zum Glück nur kurze — Strecke, die uns schon beim Aufstieg schwer zu schaffen gemacht hatte. Hier waren Elefanten durchgebrochen; sie hatten den Pfad um das Dreifache verbreitert, ihn jedoch gleichzeitig in ein einziges Chaos von entwurzelten und zusammengestampften Bäumen und knietiefen Löchern verwandelt.

Die zerschundenen, triefenden, über und über mit Schlamm bedeckten armen Kerle waren am Ende ihrer Kräfte, als wir endlich eine Lichtung erreichten, wo zwischen verstreuten Felsblöcken langes weiches Waldgras wuchs. Hier machten wir eine einstündige Rast. Die Träger brieten sich an einem Feuer die mitgebrachten großen Kilimandscharo-Bananen; sie hielten ihre erstarrten Hände über die Flammen, und Dampfwolken stiegen aus ihren nassen Tüchern und Decken auf. An einem anderen Feuer bereitete Simu mir eine Tasse Kakao mit Kondensmilch und außerdem eine Feldflasche voll Kaffee. Dann ging es weiter, noch stundenlang durch die gleichen nebelfeuchten Wälder steil bergab, bis zur Bismarckhütte. Hier hatte ich beim Aufstieg unter nicht weniger als fünf Decken, die aber alle gleicherweise nebelfeucht waren, eine Nacht lang wie ein junger Hund gefroren. Der Pfad teilte sich hier in zwei Wege. Der kürzere führte zur Missionsstation Marangu, der längere direkt nach Alt-Moschi hinab. Daß meine Leute heute noch bis dorthin würden durchhalten können, schien mir ausgeschlossen, und so wählte ich den Pfad zur Mission, der zwar einen kleinen Umweg nach

Moschi bedeutete, dafür aber den Vorteil hatte, daß er mich früher als der andere unter Menschen führte. Wir waren nunmehr zweieinhalbtausend Meter abgestiegen, und dieser Höhenunterschied machte sich neben der zunehmenden Wärme allmählich auch im veränderten Aussehen und in der Belebtheit des Waldes bemerkbar. Vereinzelte Sonnenstrahlen brachen durch die letzten Wolkenschleier, ließen in tiefgrünen Gründen buntblühende Winden und Orchideen aufglühen und beleuchteten Gruppen von herrlichen Baumfarnen, wilden Palmen und Bananenstauden. Horden von Affen fuhren rauschend durch die Kronen, schmetternde Vogelstimmen und dröhnendes Insektengesumm erfüllten die Luft; Antilopen- und Leopardenfährten kreuzten den Pfad, und über scharfriechenden Massen von zerfallenem Laub, das den Weg fast fußhoch bedeckte, gaukelten Scharen von großen, blauen Faltern. Zu beiden Seiten des Pfades eilten sauber eingefaßte Rinnsale murmelnd zu Tal; sie speisen die kunstvollen Bewässerungsanlagen der Wadschagga, die die Abhänge des Kilimandscharo bewohnen. Eine Wegstunde unterhalb der letzten Urwaldinsel erreichten wir das erste Dorf dieses fleißigen Bergvolks; mit einem Seufzer der Erleichterung stellten meine Träger ihre Lasten ab und warfen sich zu einer letzten Rast in den kühlen Schatten der Bananen.

Die silbergrauen Dächer der großen Rundhütten ragen kaum über die fast fünf Meter hohen Bananenstauden empor, die in geschlossenen Beständen das gesamte Gebiet dieses Riesenbergs zwischen elf- und achtzehnhundert Meter bedecken. Die Wadschagga halten als einziger Negerstamm Ostafrikas Vieh in Ställen und ernähren sich außer von Milch ausschließlich vom Ertrag ihrer Bananenkulturen. Ihre Dörfer sind zum größten Teile auch heute noch von dichten Dornverhauen umgeben und nur durch leicht versperrbare, mehrfach gewundene Zugänge erreichbar — Vorsichtsmaßregeln, die noch aus jenen blutigen Zeiten stammen, da die räuberischen Horden der Massai die reichen Bergsiedlungen zu überfallen pflegten.

Die Sonne stand schon bedenklich tief, als ich mich endlich mit steifen Beinen zum Aufstehen und Weitergehen entschloß.

Ich konnte es den Trägern nicht verdenken, daß sie sich nur mit mißmutigem Zögern erhoben und unter Stöhnen die Lasten ein letztes Mal auf die Köpfe nahmen. Von hier ab begleiteten ohne eine einzige Unterbrechung Bananenhaine unsern Weg. Ihre riesengroßen Blätter, die doch so zart waren, daß der linde Bergwind sie in lauter schmale Bänder zerschlitzt hatte, überspannten den Pfad von beiden Seiten, so daß wir ständig unter einem lichtgrünen Baldachin dahingingen. Und ebenso beharrlich wie wir strebten zwischen den rostroten Stämmen der fruchtbeladenen Stauden die Wasser der zahllosen Berieselungsgräben bergab. Wo sich eine der steileingerissenen Schluchten zwischen den Flanken des Berges auftat, wurde das Wasser in hölzernen Rinnen oder Bambusrohren über die Tiefe geleitet.

Es war schon völlig dunkel, als ich mit dem Koch Simu und einem einzigen Träger endlich die Missionsstation erreichte. Die übrigen waren in der letzten Marschstunde einer nach dem anderen am Wege niedergesunken; einige trafen noch spät in der Nacht, die anderen erst am nächsten Morgen ein. Beim Abendessen, zu dem ich gerade noch recht gekommen war, beschränkte ich mich, obgleich ich zahllose Fragen auf dem Herzen hatte, aufs bloße Zuhören.

Unter begeistertem Zutrinken erörterten die Missionare und ein paar aus der Nachbarschaft zusammengekommene Kaffeepflanzer die eingelaufenen Kriegs- und Siegesnachrichten, und erst diese Gespräche überzeugten mich völlig, daß jener Brief echt gewesen war. So sehr mein Verstand mir auch das Gegenteil gesagt hatte, zutiefst im Herzen hatte ich noch immer die Hoffnung gehegt, das Ganze könnte eine Fälschung gewesen sein, ein dummer Ulk, den mir irgend jemand im Alkoholrausch gespielt hatte.

Nach dem Essen zog ich einen der Missionare, einen freundlichen alten Mann, in eine Ecke und fragte ihn, ob er Näheres über das Gefecht bei Taveta wisse. Er konnte mir nicht viel berichten, aber ich mußte mich auf die Lippen beißen, als er beiläufig bemerkte: „Es war ein Unsinn sondergleichen von dem Distriktskommissar, sich mit sage und schreibe zehn Askari

unserer mehrere hundert Mann starken Truppe entgegenzustellen. Schade um den Mann! Er hatte etwas so Frisches, Jungenhaftes an sich. Ich lernte ihn im vorigen Jahre kennen, als er auf dem Marsch zum Berge hier bei uns durchkam."

Ich ging still hinaus und setzte mich auf die Veranda vor meinem Zimmer. Die Stimmen der im Speisesaal Diskutierenden drangen bis zu mir heraus, und ihre Worte, aus denen starker Patriotismus klang, machten mir klar, daß ich einer schweren Zeit entgegenging — schwer, nicht was äußerliches, sondern was innerliches Erleben betraf. Ich war neunundzwanzig Jahre alt; von den fünfzehn Jahren, die seit meiner Entlassung aus der Schule vergangen waren, hatte ich vierzehn im Ausland verbracht. Die beiden letzten Jahre war ich drüben in der englischen Nachbarkolonie gewesen, und von den Menschen, die ich dort kennengelernt hatte, war mir überwiegend nur Gutes widerfahren. Sie waren jetzt die Feinde meines Vaterlands, und es wäre meine Pflicht gewesen, sie zu hassen. Aber — ich konnte und konnte ihnen gegenüber nichts anderes als Dankbarkeit empfinden, und ich fühlte abgrundtiefen Kummer über das, was nun eingetreten war.

ZWEITES KAPITEL

Ich werde verhört und als verdächtig betrachtet, aber dennoch in die Kaiserliche Schutztruppe eingereiht – Mir kommen zwei Raubmörder und ein Koch abhanden – „Soldate werden ist nicht schwer, Soldate sein dagegen sehr..." – Hanspeter Dabelsteen und seine Gretel – Ich tausche einen Geparden gegen einen Boy ein – „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr..."

Als ich am Nachmittag des folgenden Tages das Bezirksamt von Moschi verließ, war ich Soldat der Kaiserlichen Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika. Das Vorhergegangene war kurz, aber nicht sehr erfreulich für mich gewesen. Zuerst war mir nachgewiesen worden, daß ich mich schon eines Vergehens schuldig gemacht hatte, als ich, aus Britisch-Ostafrika kommend, geradeswegs auf den Berg und nicht erst zur „Meldung" auf das hiesige Bezirksamt gegangen war. Ferner hatte ich nicht nur keine Militärpapiere, sondern überhaupt keinerlei Legitimation vorlegen können. Dies erklärte sich daraus, daß ich auf meinen vielen und weitläufigen Wanderungen in mancher Herren Länder noch nie nach „Papieren" gefragt worden war. So unglaublich es auch heutzutage klingt, es hat wirklich einmal eine Zeit gegeben, da man auf der ganzen Welt — vielleicht mit Ausnahme von Rußland und der Türkei — ohne Paß herumreisen konnte. Eine weitere scharfe Zurechtweisung wurde mir zuteil, als ich zu wiederholten Malen, ohne jede landesverräterische Absicht, die mir in Fleisch und Blut übergegangenen englischen Wörter „*well*" und „*allright*" gebrauchte. Schließlich wurde ich von einem Militärarzt untersucht und felddiensttauglich befunden. Auf meine abschließende Frage, wohin ich die Safari-Ausrüstung und die Träger bringen solle, die mir vom Distriktskommissar von Taveta geliehen worden waren, sah der Offizier mich mißtrauisch an und verlangte Aufklärungen über meine Beziehungen zu dem englischen Beamten.

„Sind die Sachen amtliches Gut oder Privateigentum des Kommissars gewesen, und haben die Leute in seinen persönlichen oder in Diensten der Regierung von Britisch-Ostafrika gestanden?“ fragte er außerdem; doch auf beide Fragen wußte ich keine Antwort.

„Und wo sind Ihre eigenen Sachen und Ihre Träger?“

„In meinem Standlager Ol Matun, hundertfünfzig Kilometer südwestlich von der Station Simba.“

Stirnrunzelnd dachte er eine Minute nach, dann entschied er: „Nun, jedenfalls besteht keine Möglichkeit mehr, Ihre eigene Ausrüstung herüberzubekommen und die Sachen des Distriktskommissars zurückzugeben. Also behalten Sie bis auf weiteres, was Sie haben. — Hier, geben Sie das an der Kasse ab — zweite Türe links. Dort erhalten Sie dann Verpflegungsgelder für zehn Tage. Und das hier ist Ihr Ausweis. Sie fahren morgen früh um fünf Uhr zwanzig mit Ihren Leuten nach Tanga und melden sich bei Hauptmann Adler. Sie können gehen.“

Draußen auf der Treppe betrachtete ich nachdenklich den Zettel in meiner Rechten, auf dem zu lesen stand, daß der Inhaber dieses Papiers, Landsturmmann mit der Waffe A. Heye, freie Fahrt zur vierten Schützenkompanie in Tanga hatte. In der Linken hielt ich eine schwarz-weiß-rote Binde, die mir mit der Weisung übergeben worden war, sie am rechten Ärmel meines Khakihemds zu befestigen. Diese Binde war das einzige, was in Deutsch-Ostafrika zu Beginn des Krieges den neu eingezogenen Soldaten von einem Zivilisten unterschied; eine richtige Uniform erhielten wir erst einige Monate später, und manche von uns sind überhaupt nie zu einer gekommen.

Im Schatten der Mauer, welche die *Boma* — das Bezirksgebäude — umgab, hockten meine Leute, ein jeder bei seiner Last, und sahen mir erwartungsvoll entgegen. Etwas abgesondert, wie es seiner Würde entsprach, lehnte an einem Laternenpfahl der Koch Simu; er hielt Spot, den Gepard, an der Kette fest.

Ich trat zu ihnen und hub an: „Träger von *Bwana* Delafontaine, hört alle auf mich! Ihr wißt, daß Krieg herrscht, und daß

euer *Bwana* tot ist. Es ist Befehl der Regierung, daß wir nicht wieder nach Taveta zurückkehren, sondern morgen früh nach Tanga fahren. Wir alle stehen jetzt im Dienste der Regierung. Ich weiß, daß es schlimm für euch ist, nicht heimgehen zu können, denn ihr alle habt euer Eigentum in Taveta gelassen, und mancher von euch hat dort Frauen und Kinder. Aber auch ich habe alles, was mir gehört, und alle meine Freunde im Lande der Engländer lassen müssen. — Nehmt jetzt die Lasten auf, und bringt sie in das Hotel da drüben!“

Schweigend gehorchten sie, aber alle machten betroffene und bekümmerte Gesichter. In Dr. Jägers Hotel nahm ich ein Zimmer, gab jedem der Leute zwei Rupien, um Proviant einzukaufen, und schärfte ihnen ein, bis zehn Uhr abends zurückzusein, denn wir mußten noch in der Nacht aufbrechen, um den Zug in Neu-Moschi zu erreichen. Sie versprachen es und zogen ab.

Als ich um drei Uhr morgens mit der Laterne auf die Veranda hinaustrat, meldete Simu mir, daß die Träger Kazimoto und Kinjembe fehlten. Die beiden hätten schon am Tage vorher immerfort miteinander in ihrer Stammessprache geflüstert, und der eine hätte sich außerdem von ihm, dem Koch, fünf Rupien geliehen.

Das war für mich natürlich unangenehm, aber es kam mir nicht gerade überraschend. Die beiden Träger waren nicht Delafontaines Leute, sondern meine eigenen gewesen; ich hatte sie von Ol Matun nach Taveta und von dort zur Petershütte mitgenommen. Gerade diese beiden waren die einzigen, die aus deutschem Gebiet stammten. Sie hatten sich stets als ausdauernde und unerschrockene, aber auch maßlos faule und manchmal ausgesprochen freche Gesellen erwiesen. Als wir beim Aufstieg nach einer elenden Nacht von der Bismarckhütte abmarschierten, hatten sie derartig gemurrt und solchen Widerspruchsgeist gezeigt, daß ich einmal die Geduld verloren und mit Hilfe eines Speerschafts eine Generalabrechnung mit ihnen vorgenommen hatte.

So mußte ich zwei meiner Lasten zurücklassen und Dr. Jäger auf einem Zettel, den ich dazu legte, bitten, sie mir gelegentlich

nach Tanga nachzusenden und durch das Bezirksamt Nachforschungen nach den beiden Vermißten anstellen zu lassen. Einige Wochen später erfuhr ich dann durch ein behördliches Schreiben aus Neu-Moschi, daß die beiden Schwarzen von einer deutschen Patrouille halbverdurstet auf der wasserlosen Strecke zwischen Taveta und Bura aufgefunden und nach Moschi zurückgebracht worden waren. Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß sie von den deutschen Behörden schon seit einiger Zeit gesucht wurden — sie hatten vor mehr als Jahresfrist in Aruscha am Meru einen Raubmord an einem indischen Händler begangen.

Da die Entwichenen noch Lohnforderungen an mich hatten, gab ich Simu die fünf Rupien sogleich zurück. Der große Ugandamann sah stumm auf die Geldstücke in seiner Hand nieder, schluckte ein paarmal und brachte schließlich stockend die Frage heraus, ob ich ihn nicht entlassen könne. Er hätte schon vor Monaten seine Stellung bei *Bwana* Delafontaine aufgegeben und sei nur noch bei ihm geblieben, um den neuen Koch einzuführen. Dann sei ich jedoch gekommen, und auf die Bitte seines *Bwana* hin habe er sich bereit erklärt, mich zu guter Letzt noch zum Kilimandscharo und zurück nach Taveta zu begleiten. Jetzt aber müsse er heim nach Uganda, sein Vater sei gestorben, und er habe zu Hause eine Mutter und mehrere jüngere Geschwister.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte ihm begreiflich zu machen, daß ich ihn gar nicht entlassen durfte, daß aber auch eine Entlassung — selbst wenn sie in meiner Macht stünde — ihm nicht im geringsten nützen würde, da er niemals durch die von deutschen Patrouillen bewachten Grenzgebiete von Britisch-Ostafrika gelangen könnte. Er sagte wohl zu allem höflich „*Ndio, Bwana*", aber überzeugt war er, wie ich bemerken konnte, nicht. Deshalb nahm ich mir vor, ihn auf dem Wege zur Station möglichst im Auge zu behalten, und marschierte zu diesem Zweck ausnahmsweise einmal hinter der Safari. Aber das Im-Auge-Behalten war in der stockfinsteren Nacht leichter gedacht als getan, und als die Gestalten meiner Leute sich schließlich vom dämmernden Himmel abzuzeichnen begannen, entdeckte ich, daß der Koch Simu fehlte. Einer der Träger trug

meine Schrotflinte und meinen Rucksack; wie er sagte, hatte Simu ihm die Sachen vor einer Stunde zum „Halten" übergeben, weil er „austreten" müßte. Ich habe niemals wieder etwas von ihm gehört.

So kam es, daß ich ohne persönlichen Diener auf die Reise zur Küste ging. In Afrika gehört ein Diener zu den selbstverständlichen Voraussetzungen, aber mein eigener, der mir als Koch und Boy in einer Person jahrelang treulich gedient hatte, saß wohl heute noch ahnungslos in der weltfernen Einsamkeit von Ol Matun und wartete auf meine Rückkehr.

Bei Sonnenuntergang desselben Tages rollte der Zug langsam in den von hohen Kokospalmen umstandenen Bahnhof von Tanga ein. Ich nahm Quartier im besten Hotel der Stadt; es war das erste Mal seit vielen Jahren — und wahrscheinlich auch für wer weiß wie lange Zeit das letzte Mal —, daß ich es mir wohl sein lassen konnte. Als ich mich aber mit meiner dreifarbigen Binde am Arme in dem silber- und kristallblitzenden Speisesaal zum Abendessen niederließ, sollte mir rasch klarwerden, daß es nicht so einfach war, nach jahrelangem Herumtoben in freier Wildbahn über Nacht plötzlich deutscher Soldat zu werden. Mir gegenüber saß ein älterer Herr in blendendweißer Uniform; er sah mich einen Augenblick starr an und sagte dann mit schneidender Stimme: „Wollen Sie nicht gefälligst erst eine Ehrenbezeigung machen?"

„Wie, bitte? Was meinen Sie?" fragte ich erstaunt.

Kopfschüttelnd fragte er zurück: „Sagen Sie mal, Sie haben wohl nie gedient?"

„Sie meinen, in der Armee gedient? — Nein."

„Nun, vor allen Dingen stehen Sie einmal auf, und nehmen Sie Haltung an, wenn Sie mit einem Offizier sprechen! — So, nun lassen Sie sich sagen, daß es nicht «Armee», sondern «Heer» heißt; wir sprechen hier Deutsch, verstehen Sie! Weiterhin haben Sie mich nicht mit «Sie», sondern mit «Herr Oberleutnant» anzureden. — Doch das wird man Ihnen schon nach und nach beibringen. So, nun können Sie sich wieder setzen."

Er warf mir noch ein paar durchbohrende Blicke zu, aber all-

gemach glättete sich sein rotes Gesicht, er wurde gemütlicher, und nach einem weiteren prüfenden Blick fragte er unvermittelt: „Sagen Sie mal, Sie heißen doch Heye, nicht wahr? Und Sie sind Berichterstatter für die sozialdemokratische «Feierstunde» oder wie das Blatt heißt? — Wir sind nämlich vor ein paar Jahren einmal auf der «Ussukuma» zusammen nach Mombasa gefahren. Sie kamen in Chisimaio mit einem dicken Engländer an Bord, und beim Mittagessen ließen Sie ein paar Nummern Ihrer Zeitung auf Ihrem Platz liegen, in denen ich Ihr Porträt fand."

„Ja, es ist richtig, daß ich..."

Jawohl, Herr Oberleutnant, es ist richtig..." unterbrach er mich.

„Jawohl, Herr Oberleutnant", hob ich von neuem an, „es ist richtig, daß ich vor zwei Jahren zusammen mit einem englischen Bekannten auf der «Ussukuma» von Chisimaio nach Mombasa gefahren bin, und daß ich damals Reiseberichterstatter für eine deutsche Zeitschrift war. Aber sozialdemokratisch war sie nicht."

„Sicher war sie das! Bloß verkappt! Schon der Name «Feierstunde» sagte ja genug. Die Roten wollen doch immer möglichst früh und möglichst viele Feierstunden machen."

„Die Zeitschrift hieß «Mußestunde» und war ein Versicherungsblatt, Herr Oberleutnant."

„Ganz egal, läuft auf genau dasselbe heraus. — Jetzt sind sie also nicht mehr dabei. Was haben Sie in den letzten Jahren gemacht?"

„Wildaufnahmen in den Athi River Plains, Herr Oberleutnant. Ich bin Ende Juli auf den Kilimandscharo gezogen, um eine Malaria auszuheilen, und ich hatte im Sinn gehabt, danach meine Arbeit drüben fortzusetzen."

„Also immer unter Engländern! Sie scheinen eine merkwürdige Vorliebe für diese Brüder zu haben. Damals auf dem Schiff haben Sie sich auch ausschließlich mit dem dicken Briten beschäftigt."

„Der Mann war schwerkrank, Herr Oberleutnant, und wir waren schon in Somaliland Reisekameraden gewesen."

„Hm — Sie wissen anscheinend auf alles eine Antwort. Immerhin wird es gut sein, Sie ein bißchen im Auge zu behalten. Zu welcher Formation gehören Sie?"

Ich sagte es ihm, er machte eine Notiz, und bald darauf verließ er den Speisesaal. An meinem Tisch saßen außerdem noch ein Herr im Khakianzug und eine sehr jung aussehende Dame. Die hellblauen Augen des Herrn im Khakianzug folgten der behäbigen Gestalt des Offiziers bis zur Türe, dann wandten sie sich mir zu, während er lächelnd sagte: „Wir werden demnach Kompaniekameraden sein, *Bwana* Heye. Auch ich marschiere morgen früh zur Vierten ab. Mein Name ist Dabelsteen. Im privaten Leben bin ich Pflanzer, im militärischen Unteroffizier. Hier mei... Ach, machen Sie keine Faxen!" unterbrach er sich, als ich, eingedenk des soeben erhaltenen Rüffels, aufstehen wollte. „Das wollen wir nach Möglichkeit von vornherein hierzulande nicht einführen. Und die meisten unserer Offiziere sind auch viel zu vernünftig, um einen Menschen wie Sie, der offenkundig keinerlei militärische Erfahrungen hat, derartig zu ducken. — Also, was ich sagen wollte — hier meine Frau. Erst seit vorgestern übrigens. Ich möchte Ihnen vor allen Dingen den guten Rat geben, in Zukunft so wenig wie möglich davon zu reden, woher Sie kommen. Unser entschwundener Tischgenosse — sein Name ist Kiefer, Oberleutnant der Reserve, Zollinspektor von Tanga — scheint Sie, wie Sie gemerkt haben werden, für einen englischen Spion zu halten. Ich kenne Sie nämlich ebenfalls von Ihrer ehemaligen Zeitschrift her — meine Eltern waren darauf abonniert. Ich habe Ihre Berichte daheim immer mit Begeisterung gelesen, und ich war schwer enttäuscht, als Sie — es war gerade, kurz bevor ich mich selbst nach Afrika auf die Socken machte — plötzlich mit Ihren Artikeln aufhörten. Um so mehr freut's mich, daß wir nun zusammen sein werden. Sie müssen ein fabelhaft interessantes Leben gehabt haben. — Was hältst du davon, Gretel, wenn wir *Bwana Punda melia* — so heißt er nämlich bei den Schwarzen — für diese Nacht zu uns entführten?

Hier können jeden Augenblick wieder Offiziere erscheinen, und dann gerät er sicher in neue Schwulitäten. — Wie meinen Sie, wegen Ihres Zimmers hier? — Ach, das kostet mich nur ein Wort beim Wirt. — Was, einen Geparden haben Sie bei sich? Hörst du's, Gretel, einen leibhaftigen Geparden! Nun, der ist selbstverständlich miteingeladen. Meine Frau ist nämlich versessen auf jede Art von Viehzeug. Meine Klitsche ist drüben auf der Halbinsel Chongoliani, 's ist nur eine Stunde Bootsfahrt hinüber. Morgen in aller Frühe gondeln wir dann zusammen wieder hierher und melden uns beim Bataillon. Die Vierte liegt nämlich augenblicklich droben in Gombeni. — Also abgemacht, Sie kommen mit? Ihre Leute und Ihre Lasten können Sie natürlich hier lassen, aber keinesfalls den Geparden!"

Während er die Angelegenheit mit dem Wirt regelte, hatte mich seine junge Frau bereits in den Hof hinausgedrängt und im Handumdrehen Freundschaft mit Spot geschlossen, den ich dort für die Nacht angekettet hatte. Voller Stolz führte sie ihn dann auf die Türe des Speisesaals zu — da trat ihr Mann heraus, streifte, indem er mich mit einer Kopfbewegung auf eine Gruppe soeben eintretender Offiziere aufmerksam machte, meine Armbinde herunter und steckte sie mit einem „bis morgen" einfach in die Tasche ... trotz dem forschen Oberleutnant Kiefer schienen in Afrika militärische und kriegerische Dinge nicht so genau und streng genommen zu werden wie daheim.

Der Abend im Heim des jungen Paares war der anregendste und friedlichste, den ich seit langer Zeit erlebt hatte und auf lange Zeit hinaus erleben sollte. Die kleine Pflanzung von Kokospalmen und Sisalagaven lag am offenen Meeresstrand; von der Veranda des schmucken Bungalows sah man auf die sternenglitzernden dunklen Wasser des Indischen Ozeans hinaus. Ein sanfter kühler Wind milderte die drückende Hitze des Küstenlands. Vom weißschimmernden Strande drang das schwere rhythmische Rauschen der See herauf; in Kirchturmhöhe über dem Hausdach wiegten sich unter blitzenden Gestirnen die langen schwarzen Wipfel der Palmen.

Da wir in gegenseitigem Einverständnis das Thema „Krieg"

unberührt ließen, versuchte mein Gastgeber immer aufs neue, mich dazu zu bewegen, haarsträubende Abenteuer zu erzählen. Doch ich bin nie ein Erzähler gewesen, und jetzt, nach meiner jahrelangen Einsamkeit in Ol Matun, war ich es erst recht nicht. So lenkte ich das Gespräch stets wieder auf seine eigene Lebensgeschichte und erfuhr dabei nach und nach, daß sein Vater Werkmeister in einer Hamburger Seifenfabrik war und mit väterlicher Selbstverständlichkeit bestimmt hatte, daß sein Sohn den gleichen Beruf ergreifen sollte. Dem aber stand der Sinn durchaus nicht nach Seife, sondern nach Reisen und Abenteuern. Wie er mir lachend berichtete, hatte er sich mit seinem Vater schließlich dahin geeinigt, daß Hanspeter Dabelsteen nach seiner Militärdienstzeit nach Afrika gehen durfte, unter der Voraussetzung, daß er sich dort mit nichts anderem befasse als mit der Erzeugung von Kopra, dem Rohmaterial für die Seifenfabrikation.

Seiner Frau Margarete, die den größten Teil des Abends nicht am, sondern unterm Tische in inniger Umarmung mit dem Gepard Spot saß, war es seltsamerweise ganz ähnlich ergangen. Sie war eine Lehrerstochter von der Waterkant, obgleich sie mit ihren dunkelbraunen Haaren und Augen eher wie eine Schwäbin aussah. Nach ihres Vaters Willen sollte aus ihr eine Lehrerin in den Vierlanden werden, nach ihrem eigenen aber unbedingt — eine Tierfängerin in den tropischen Dschungeln! Die beiden gleichgestimmten Seelen hatten einander während Hanspeters Soldatenzeit kennengelernt und sich wechselseitig ihren Eltern gegenüber den Nacken gesteift. Hanspeter war vor zwei Jahren nach Deutsch-Ostafrika gekommen, hatte mit dem Bau eines Nestes begonnen, und als es fertig war, seine Gretel gerufen. Sie traf am Tage des Kriegsausbruchs mit dem letzten in Tanga einlaufenden Schiff, dem Dampfer „Markgraf", ein. Als ihr Verlobter vor zwei Tagen den Einberufungsbefehl erhalten hatte, waren sie sofort aufs Standesamt gegangen. „Das hätten wir sonst vor lauter Freude und Arbeit vielleicht noch ganz vergessen", schloß Dabelsteen lächelnd.

„Spot, hast dat gehört!" ließ sich darauf eine empörte Stim-

me unter dem Tische auf Plattdeutsch vernehmen. „Dat is'n ganz frechen Kerl, geh un beiß ihm mal gliek'n S-tück aus der Wade raus!"

Nach dem Gutnachtsagen kam sie zu meinem Schrecken noch einmal in mein Zimmer gehuscht, um ihrem gefleckten Freunde eine Schale mit verdünnter Kondensmilch zu bringen, und sie war sehr enttäuscht, als Spot das süße Zeug nach kurzem Beschnüffeln ablehnte.

Auf dem Rande meines Bettes sitzend, sah ich dann noch lange nachdenklich auf den kleinen Kerl nieder, der sich mit zufriedenem Raunzen zu meinen Füßen zusammengekuschelt hatte — ich konnte mir nicht recht vorstellen, wie ich mit einem jungen Gepard zum Kriegsdienst einrücken sollte. So stimmte ich, wenn auch mit schwerem Herzen, Frau Gretel zu, als sie beim Frühstück schüchtern fragte, ob es für das Tier nicht besser wäre, wenn es bis auf weiteres in ihrer Obhut zurückbliebe.

Mit einem Freudenschrei umarmte sie den Gepard, und um ein Haar wäre sie auch mir um den Hals gefallen. Dann wurde sie nachdenklich, lief nach einer Weile hinaus und kam mit einem jungen Neger wieder herein. „Das ist Fundi, *Bwana* Heye. Er ist ein sehr ans-telliger Bursche, ein Hausboy, den mein Mann selber angelernt hat. Ich habe ihm in den letzten Tagen auch noch die Grundbegriffe des Kochens beigebracht, und da Sie weder Koch noch Boy haben, könnten Sie ihn ganz gut gebrauchen. Ich muß mir ja nur einen andern von den Leuten für die Hausarbeit dressieren. Nehmen Sie ihn doch, *Bwana* Heye, Sie haben mir mit dem reizenden kleinen Vieh solch eine Freude gemacht!"

Sie hätte mich gar nicht zu bitten brauchen — ich nahm das Angebot sehr gerne an, denn auch der Vorurteilsloseste kann nun einmal in Afrika seine Stiefel nicht selber putzen. Das hängt mit dem viel erwähnten Prestige der weißen Rasse zusammen, auf dem jegliche Kolonialpolitik beruht.

Dann nahmen wir Abschied; mir fiel die Trennung von Spot so schwer, daß ich glaubte, selbst der Abschiedsschmerz des

jungen Paares könnte nicht größer sein als mein eigener. Auch mein neuer Boy — ein Mwira vom Tanganjika — machte traurige Augen, als wir zu den Booten hinuntergingen, begleitet von Frau Margarete und acht Pflanzungsarbeitern, die ihrem Herrn als Träger in den Krieg folgen sollten. Als ich Fundi nach dem Grunde seines Kummers fragte, erklärte er mir, daß sich unter den Zurückbleibenden zwei Brüder von ihm befänden.

Noch lange sahen wir, als wir auf den im frischen Morgenwind spritzenden Wellen der Bucht von Tanga dahinschaukelten, Frau Margaretes kleine, schlanke Gestalt am Strande stehen; sie hatte den Gepard auf dem Arme und winkte uns nach. — Keiner von uns hat wiedergesehen, was er hier zurückließ. Dabelsteen fiel schon fünf Monate später am Ramisifluß in Britisch-Ostafrika, seine junge Frau starb wenige Wochen später im Spital von Tanga an Schwarzwasserfieber, mein Boy Fundi fiel ein Jahr darauf an meiner Seite drunten bei Kisaki, und wie es meinem kleinen Gepard nach dem Tode von Frau Dabelsteen ergangen ist, habe ich nie erfahren.

Major Starkenbach, der Bataillonskommandeur, betrachtete mich schweigend, als ich mich bei ihm meldete, las ein vor ihm liegendes Schriftstück nochmals durch, sah mich wieder scharf an und sagte dann: „Melden Sie sich draußen bei Feldwebel Lahner, Landsturmmann Heye!"

Der Feldwebel, ein gemütlicher Bayer, schob mir als erstes neun Zehnrupiennoten zu. „Hier, dös is Kleidergeld für diesen Monat", sagte er. „Kaufen Sie sich davon außer Bier und Branntwein auch einen Tropenhelm, denn mit dem alten Filz da können Sie hier net umanandlaufen, und stecken Sie diese Kokarden an den Helm. Was haben Sie für a Gewehr?"

„Ich habe nur eine Schrotflinte, Herr Feldwebel."

„A Schrotflinte! Nein, dös geht wahrhaftig net!" lachte er. „Ja, mei Liaber, dann müssen's schon an dös hier glauben", sagte er, griff hinter sich und drückte mir ein völlig unwahrscheinliches Schießeisen in die Faust. Es war ein Armeegewehr, Modell 71, das kein Magazin besaß, nach jedem Schuß also neu geladen werden mußte, einen Bleiklumpen von elf Millimeter

Durchmesser schoß, und das noch dazu mit rauchstarkem Pulver! Wie ich bald merken sollte, schlug diese Donnerbüchse aus wie ein Maultier; nach ein paar Schüssen schillerte die Schulter des Schützen in allen Regenbogenfarben. Mit diesem Gewehr waren die Askari der ständigen Schutztruppe ausgerüstet; nur ihre weißen Offiziere und Unteroffiziere führten Mehrladegewehre, Modell 98. Die bei Kriegsausbruch eingezogenen Weißen brachten fast alle ihre eigenen Büchsen mit. Wer wie ich keine solche besaß, mußte mit der 71er Handkanone herumböllern, bis er einmal zu einem erbeuteten Gewehr kam.

Hier sei anschließend bemerkt, daß die Streitkräfte der deutschen Kolonie außer ein paar Dutzend Revolverkanonen keine Artillerie besaßen und — wie es in einem Lande, in dem jedes Reittier innerhalb weniger Wochen an der Tsetsekrankheit eingeht, nicht anders möglich ist — auch keinerlei Kavallerie. Von modernen Kampfmitteln wie Flugzeuge, Tanks und so weiter ganz zu schweigen. Man kann demnach sagen, daß die Deutschen in Ostafrika fast ohne Waffen und Munition, ohne Ausrüstung und Uniformen und eigentlich auch ohne nennenswerte Truppen in diesen Krieg zogen, denn die Schutztruppe bestand nur aus rund viertausend Askari und etwa sechshundert weißen Offizieren und Unteroffizieren. Dazu kamen nach und nach noch ungefähr zweitausend zu den Waffen gerufene weiße Zivilisten. Der Mannschaftsbestand an Askari erhöhte sich im Laufe des ersten Kriegsjahrs durch die Ausbildung von Rekruten, die unter der Negerbevölkerung angeworben wurden, auf sechzehntausend Mann; wir Weißen aber wurden nicht mehr, sondern vom ersten Tage an immer weniger; wer ausfiel, konnte nicht mehr ersetzt werden, denn die Küste Deutsch-Ostafrikas war vom Tage des Kriegsausbruchs an von englischen Schiffen blockiert. Da die Kolonie auch zu Lande auf allen Seiten — mit einer einzigen Ausnahme — von feindlichem Gebiet umschlossen war, erhielt sie keinerlei Zuzug von Mannschaften mehr; ebensowenig bekam sie Kriegsmaterial oder irgendwelche Waren. Die erwähnte Ausnahme bildete das im Süden angrenzende Portugiesisch-Ostafrika. Über dieses Gebiet gelangten in den

ersten Monaten wenigstens noch gelegentlich Postsendungen nach Deutsch-Ostafrika; aber als dann später auch Portugal auf Seiten der Alliierten am Kriege teilnahm, waren wir in unserem Lande so abgeschlossen von der Welt wie weiland Robinson auf seiner Insel.

Schon in den ersten Wochen erließ der Kommandeur, der damalige Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck, als Antwort auf die dringenden Anforderungen von Waffen, Munition, Uniformen, Schuhen, Nahrungsmitteln, Medikamenten und so weiter, die unaufhörlich von den einzelnen Formationen im Hauptquartier eingingen, den historisch gewordenen Befehl: „Die Mittel zur Kriegführung hat der Feind zu liefern.“ — Er hat sie tatsächlich auch geliefert; die Deutsch-Ostafrikaner haben ihre Robinsoninsel über zwei Jahre lang verteidigt, danach Portugiesisch-Ostafrika erobert und den Kampf bis zum europäischen Waffenstillstand im November 1918 fortgesetzt — ausschließlich mit erbeutetem Kriegsgerät und zuletzt mit noch insgesamt dreitausend Mann gegen eine überhaupt nicht zu vergleichende Übermacht an Kriegsmaterial und Truppen auf Seiten ihrer Gegner. — —

Mit meinem Museumsstück von Schießgewehr auf dem Rücken, etwa zehn Kilogramm dazugehöriger Munition in den Patronentaschen und einer Menge schwerer Gedanken im Kopfe trat ich vor die Türe. Nach ein paar Minuten kam auch Dabelsteen heraus. Sein schmales braunes Gesicht trug einen ziemlich ärgerlichen Ausdruck, und während er sich eine Zigarette anzündete, brummte er vor sich hin: „Wenn Dummheit weh täte, dann würde dieser Kerl Tag und Nacht brüllen!“

„Wer, der Major?“ fragte ich.

„Nee“, lachte er. „Das ist ein ganz vernünftiger Mann. Ich meine den Schafskopf, den Kiefer. Er hat Sie beim Bataillon tatsächlich schon als Sozialdemokrat denunziert und der Spionage verdächtigt. Unter den verschiedenen Ukasen, die ich mit zur Kompanie nehmen soll, ist auch einer, der Sie betrifft. Zum Glück ist unser Alter, Hauptmann Adler, ein tadelloser Kerl, und dasselbe gilt für den Kompaniefeldwebel. Ich kenne beide

gut und werde schon ein entsprechendes Wörtlein zu Ihren Gunsten einlegen. — Schade, daß ich nicht wußte, daß Sie kein eigenes Gewehr haben, Sie hätten sonst eine Büchse von mir haben können. Es ist allerdings eine schwere Neunkommadrei. Wissen Sie was, ich schicke einen Boten heim, der sie holen und uns nachbringen kann, und den Schießprügel, den Sie erhalten haben, geben Sie einfach bei der Kompanie ab. Einverstanden? — So, nun wollen wir machen, daß wir für Sie noch schnell einen Tropenhelm und alles, was Sie sonst noch brauchen, erstehen können, denn die Preise steigen mit jedem Tage, und nächste Woche wird wohl überhaupt nichts mehr zu haben sein. Dann führen wir uns im «Deutschen Kaiser» noch ein letztes anständiges Frühstück zu Gemüte, bevor wir uns endgültig auf den Kriegspfad begeben."

So geschah es, und als wir am Abend im Lager unserer Kompanie eintrafen, machte Dabelsteen als erstes sein Versprechen wahr, indem er beim Hauptmann und Feldwebel ein gutes Wort für mich einlegte. Auch in der folgenden Zeit hat er sich meinen Kameraden gegenüber immer wieder für mich eingesetzt; trotzdem wurde ich vom ersten bis zum letzten Tage meiner kriegerischen Laufbahn allgemein der „Rote Spion" genannt. Zuletzt zuckte ich darüber nur noch die Achseln und tröstete mich mit dem alten Wort, daß selbst die Götter gegen Dummheit vergebens kämpfen.

DRITTES KAPITEL

Spannungen und Komik, Bier und Prügelei im Lager Gombeni – Der Mann, der seinen Freund Plewe suchte – „Knüppel aus dem Sack!" – Ein Bekenntnis – Sehnsucht nach der Wildnis – Gott schützt die Gerechten! – Ich verlasse in Windeseile die Stadt Tanga – Die finstere Gegend von Mtangata – Warum Bwana Kolbes Träger unzuverlässig waren

---

Der dienstliche und mehr noch der außerdienstliche Betrieb bei der Vierten zeichnete sich vor allem durch ein gerütteltes Maß an Komik aus. In der Hauptsache handelte es sich dabei natürlich um unfreiwillige Komik. Sie ergab sich aus dem besonderen Schlag von Menschen, welche die Zeitereignisse hier zusammengewürfelt hatten, und aus den besonderen Verhältnissen des Landes.

Die ungedienten Leute, die zu ihrer militärischen Ausbildung in die Schützenkompanie eingereiht worden waren — neben Deutschen waren es auch Staatsangehörige des verbündeten Österreichs, Bulgariens und der Türkei, dazu eine Anzahl kriegsfreiwilliger Buren, Amerikaner, Syrier und Schweizer — setzten sich aus Pflanzern, Kaufleuten, Handwerkern und Beamten zusammen, die zum größten Teile seit Jahren in Deutsch-Ostafrika ansässig waren. Nun sind Menschen, die in die Kolonien gehen, meist an sich schon unabhängig gesinnte, eigenwillige Naturen, und Klima, Trinksitten und sonstige bedenkliche Einflüsse des tropischen Landes machen sie in der Regel rasch zu hypernervösen und ausgesprochen krakeelsüchtigen Herren. Unter den höchst rauhbeinigen Seeleuten, Viehknechten, Minen- und Eisenbahnarbeitern, die ich während meiner Amerikazeit kennengelernt habe, hat es bei weitem nicht so viel Unverträglichkeit und Streit gegeben wie bei meinen Kameraden in dieser ostafrikanischen Schützenkompanie.

Die schwierigsten unter ihnen waren die Pflanzer. Draußen auf ihren einsamen Besitzungen hatten sie selbstherrlich wie Könige geherrscht, waren in jeder Hinsicht verwöhnt und — wie in allen tropischen Kolonien — mit ihren jeweiligen Nachbarn fast ausnahmslos schwer verfeindet gewesen. Hier nun wurden auf einmal den befehlsgewohnten Herren selber Befehle erteilt, sie hatten mit ehemaligen Untergebenen oder grimmig gehaßten Feinden sogar „Tuchfühlung" zu nehmen, hausten miteinander in primitiven Buschhütten, kamen abends in der einzigen Kantine zusammen und leerten hier, teils aus Gewohnheit, teils auch infolge ernsthafter Sorgen um das Schicksal ihrer Familien, ihrer Besitzungen und des ganzen Landes, eine erhebliche Anzahl von Bier- und Whiskyflaschen. Und mit jeder Flasche wurde natürlich die Stimmung gereizter, die Erinnerung an alte Zwistigkeiten lebendiger. Zu diesen alten Streitfragen kamen unaufhörlich neue hinzu, verursacht durch die verschiedenen Boys, Köche und Träger, von denen es Hunderte im Lager gab. Jeder einzelne Weiße war mit je einem Koch und Boy, wenn nicht mit zweien oder dreien, und mindestens sechs Trägern in den Krieg gezogen. Es gab aber auch *Bwana mkubwa* unter uns, deren Konserven- und Getränkekisten, Liegestühle, Gummibadewannen und Zelte von zehn bis fünfzehn Trägern nachgeschleppt wurden. Nach Negerart dünkten sich die Diener oder Träger großer Firmeninhaber oder Plantagenbesitzer unweigerlich über diejenigen erhaben, die einem bloßen Buchhalter oder Pflanzungsassistenten dienten, und infolge dieses „Standesdünkels" entstanden alltäglich Streitereien, bei denen die betreffenden *Bwana* natürlich prompt Partei und Anteil nahmen.

Noch viel ausgeprägter war das jedoch der Fall bei der allerpersönlichsten Begleitung der unverheirateten Europäer, bei den schwarzen Haushälterinnen. Ebenso wie die „Bibis" der Askari handelten auch die der Europäer nach alter afrikanischer Überlieferung, indem sie ihren Gebietern auf den Kriegspfad folgten. Besonders im ersten Jahre des Feldzugs hausten im Lager jeder Feldkompanie neben den Hunderten von Last-, Munitions- und Maschinengewehrträgern in der Regel drei- bis

vierhundert schwarze Frauen. Bei unserer Schützenkompanie, die aus dreißig bis vierzig Europäern, zwanzig Askari für Wach- und Meldedienst und ungefähr vierhundert Trägern und Dienern bestand, wurden eines Tages bei einer Zählung, die der ob des nie abreißenden „Stunkes" schwergereizte Hauptmann anordnete, zweihundertundzehn Bibis festgestellt! Alle die täglichen kleinen Reibereien erzeugten ein unter der Oberfläche schwelendes Feuer, das sich anfangs nur in gelegentlichen patzigen Antworten, in einem in betrunkenem Zustand geäußerten Schimpfwort oder in ein paar im Finstern knallenden Maulschellen bemerkbar machte. Hochauf schlugen die Flammen aber dann anfangs September anläßlich der patriotischen Feier des Sedanstags. Den direkten Anlaß gab das Bier oder vielmehr das Nicht-mehr-Vorhandensein von Bier.

Es war zwei Stunden nach Dienstschluß. Soeben war der letzte Kasten mit Flaschenbier in die Kantine gebracht und auf einen Schemel gestellt worden, als etwas Unerhörtes geschah. Der schwarze Schankgehilfe, der gerade die erste Flasche herausnehmen wollte, bekam plötzlich — von wem und warum, ist nie festgestellt worden — einen so kräftigen Tritt ins Gesäß. daß er samt Schemel und Kasten unter dem Schanktisch hindurch über die Verandabrüstung hinunterschoß. Damit war fast der ganze Restbestand an trinkbarem Stoff zum Teufel.

Im Nu entstand ein wildes Getümmel. „He, was fällt Ihnen eigentlich ein, Sie gemeiner Hund!" brüllte die Stimme eines riesigen Schachtmeisters von der Usambarabahn, und seine behaarten Fäuste fuhren einem Nebenstehenden an die Kehle.

„Was wollen Sie denn von mir?" zeterte der Gepackte. „Lassen Sie meinen Bart los! — Au!"

Die am Ausschank zusammengedrängte Menge wogte brüllend und fluchend hin und her, eine Gestalt flog wie ein Bündel Lumpen plötzlich über alle Köpfe hinweg und zur Türe hinaus, im nächsten Augenblick fiel die Hängelampe klirrend zu Boden, und in der Dunkelheit begann ein jeder besinnungslos auf einen jeden einzudreschen, der ihm unter die Fäuste kam.

Ich war, als der Sturm losbrach, gerade im Begriff gewesen,

für einige Kameraden Bier und für mich selbst Zigaretten zu holen, und befand mich infolgedessen sogleich im Zentrum des Getümmels. So rasch ich konnte strebte ich fort, da wurde ich plötzlich von hinten am Halse gepackt, und eine whiskyduftende Stimme fauchte mir ins Ohr: „Mal 'nen Augenblick, Verehrtester! Sie kommen mir jerade jelegen! Sagen Se mal, wat haben Se sich eijentlich jedacht, als Se mir jahrelang meine Leute abspenstig jemacht haben, Sie kümmerliches Jewächs, Sie!"

„Bedauerliche Verkennung, werter Zeitgenosse!" sagte ich und boxte meinen Angreifer in die Magengrube. Als ich dann mit einem Sprung das Freie gewann, traf mich eine Bierflasche ins Kreuz. Einen Augenblick lang war ich versucht, wieder einzudringen und mir den „Zeitgenossen" nochmals vorzuknöpfen, aber dann sagte ich mir, daß die Flasche ebensogut von einem anderen kommen konnte, denn in der Finsternis da drin warfen die Tobenden mit unzähligen derartigen Wurfgeschossen um sich; zudem kamen gerade wieder zwei Gestalten — eine davon war noch dazu ein Vizefeldwebel — zur Tür herausgeflogen. So schluckte ich meinen Groll hinunter und begab mich nach Hause.

Wir waren unser vier in der aus Stangen aufgebauten und mit geflochtenen Palmblättern verkleideten Hütte, der letzten des Dorfes. Außer Dabelsteen, mit dem mich eine auf gegenseitiges Verständnis gegründete Freundschaft verband, die sich immer mehr vertiefte, hauste ein österreichischer Ethnologe und Doktor der Philosophie darin, ein stiller, etwas kränkelnder Mann, der die Hälfte der ganzen Kriegszeit in Lazaretten und Spitälern verbracht und trotzdem bis zum letzten Tage bei der Truppe durchgehalten hat. Der vierte war ein kriegsfreiwilliger Schweizer namens Zürn, ein schweigsamer alter Haudegen — er war schon hoch in den Fünfzigern und sah mit seinem scharfgeschnittenen kupferroten Gesicht wie ein Indianer aus. Goldsucher von Beruf, hatte er in sämtlichen fünf Erdteilen und fast allen unzivilisierten Ländern nach Fundstätten des edlen Metalls geforscht, zahllose Abenteuer bestanden und, wie die meisten seines Zeichens, noch zahlreichere Enttäuschungen erlebt. „Wir beide, Mister Heye", sagte er öfters — er sprach viel geläufiger

Englisch und Spanisch als Deutsch — „betreiben die hoffnungslosesten Berufe, die es auf der Welt gibt. Sie rennen hundertmal vergeblich den Tieren nach, bevor Sie ein Bild erwischen, und mir geht es ganz genau so mit den «Nuggets»". —

Dabelsteen stand vor der Türe unserer Behausung, als ich heimkam, und horchte auf den dumpfen Lärm, der aus der dunkelgewordenen Kantine heraufdrang.

„Was zum Teufel ist denn dort los, und wo haben Sie das Bier?" fragte er.

Ich berichtete lachend von der zweiten Sedanschlacht, die da unten geschlagen wurde. Er schnallte daraufhin sein Koppel um und ging hinunter, um bei der Wiederherstellung von Frieden und Ordnung mitzuhelfen.

Wir andern drei streckten uns friedlich auf unsern Betten aus, rauchten, begleiteten das ferne Schlachtgetöse mit humoristischen Randbemerkungen und dachten an nichts Böses. Da wurde draußen eine grölende Stimme hörbar, die immer näher klang. „Plewe! He, Plewe!" rief sie.

Eine schwankende Gestalt tauchte vor der offenen Türe auf und schrie: „Plewe, komm 'raus! Mußt mir helfen! Mir hat das Schwein — hup! —, der Gruber, ein Veilchen ins Auge gepflanzt, so groß wie 'ne Kohlrübe!"

„Plewe wohnt im Nebenhaus!" sagte ich aus meiner Ecke heraus.

„Was? Wer ist denn das? Ach, Sie sind's, der rote Spion! Sie wollen mich wohl — hupp — verkohlen! Weiß doch ganz genau, wo mein Freund Plewe wohnt. Plewe, komm' raus!" lallte er und ließ sich krachend auf dem Fußende von Zürns Bett nieder.

„Plewe wohnt nicht hier", sagte der Schweizer ruhig. „Bitte, gehen Sie von meinem Bett 'runter und 'raus aus diesem Haus!"

„Maul halten, kann hier sitzen — hupp! —, solange ich will. Plewe, wo bist du?"

„Wollen Sie jetzt von meinem Bett 'runtergehen?"

„Ah, das ist ja der alte Goldonkel mit der Schnapsnase aus

Rhodesia! — hupp! Lauter so verdächtige Brüder hier drin! — Hupp! — Plewe, du Mistbock, wo steckst du?"

„Sie gehen also nicht 'raus? — *Allright!*" sagte Zürn, legte bedächtig seine Pfeife neben sich auf den Tropenkoffer, zog seine hageren Beine bis zum Kinn herauf, stieß zu — und wie eine Kanonenkugel sauste der Eindringling durch die Türöffnung hinaus und drüben in ein Erdnußfeld hinein. Wir hörten, wie er sich mit einem Wutgebrüll hochrappelte, und ich stand für alle Fälle rasch auf. Wie ich erwartet hatte, kam er schon eine Minute darauf wieder hereingestürzt, das blanke Seitengewehr in der Faust. Mit erstaunlicher Gewandtheit schnellte der Schweizer sich von seinem Bett herunter; ich wand dem betrunkenen Kerl die Waffe aus der Hand, woraufhin Zürn ihn am Hosenbund lupfte und zum zweiten Male zur Türe hinauswarf. Diesmal schien er genug zu haben.

„*Well*", sagte der Schweizer unerschüttert, „wenn er morgen kommt, um sein Käsemesser abzuholen, wird er vermutlich nüchtern sein, und dann werde ich ihm noch ein Veilchen in das andere Auge pflanzen, so groß wie zwei Kohlrüben!"

Damit glaubten wir den alkoholischen Zwischenfall bis auf weiteres erledigt, aber die Hauptsache kam erst, als wir eine halbe Stunde später schon eingeschlafen waren. Sie kam in Gestalt von fünf Kerlen, die plötzlich in unsere Bude eindrangen und, ohne ein Wort zu verlieren, auf uns, die wir in den Betten lagen, einzuschlagen begannen. Der Störenfried von vorhin war der Anführer, und er schien ganz besonders mich ins Herz geschlossen zu haben. Zu seinem Pech verfing sich die Nilpferdpeitsche, mit der er mir einen irrsinnig schmerzenden Hieb über die Schenkel versetzt hatte, in meinem Moskitonetz. Im nächsten Augenblick hatte ich die Peitsche in der Hand, und jetzt sah ich — ganz natürlich bei einem „Roten Spion" — tatsächlich rot!

In ein paar Minuten hatten Zürn und ich — der friedfertige Dr. Melzer war sofort zu dem nach hinten führenden Fenster hinausgesprungen— die fünf Banditen zum Loch hinaus und bis mitten auf den Dorfplatz geprügelt, und wenn mir hier nicht

Dabelsteen plötzlich in den Arm gefallen wäre, so hätte ich wahrscheinlich Scholl, den Urheber des Ganzen, und seinen endlich gefundenen Kumpan Plewe reif fürs Spital gemacht und mich selbst damit vors Kriegsgericht gebracht.

Schließlich standen alle Beteiligten vor dem Kompanieführer; nur Plewe fehlte. Er lag mit einem Kibokohieb über dem Schädel — Kiboko heißt Nilpferd, und aus der Haut dieses Tieres werden die Negerpeitschen geschnitten — draußen auf der Veranda. Da wurde mir plötzlich so flau, daß ich zu taumeln begann.

„Nehmen Sie vorschriftsmäßige Haltung an, Heye!" schnauzte der dabeistehende Feldwebel mich an. „He, was ist mit Ihnen, was haben Sie denn da?" setzte er hinzu und wies auf meine Pyjamahose. Sie war oben dunkelrot gefärbt, und unten tropfte Blut heraus — der Hieb über die Schenkel war aufgeplatzt.

Das, sowie die Aussage Dr. Melzers, der atemlos angehetzt kam und sich als Zeuge meldete, entschied die Angelegenheit zu unseren Gunsten. Vier von den Herren, die bei uns die so beliebte „Erscheinung des heiligen Geistes" hatten in Szene setzen wollen, kamen zuerst in Lazarettbehandlung und dann auf einige Tage nach Tanga in Arrest. Meine persönliche Stellung unter den Kameraden aber wurde danach noch unangenehmer. Zwar legte der größere Teil von da ab sein ablehnendes oder doch zumindest sehr kühles Wesen mir gegenüber ab, die übrigen jedoch verhielten sich nur um so feindseliger. Das erklärte sich daraus, daß sich unter den geschundenen Helden zwei „*Bwana mkubwa*" befanden, die am Sedanstag erhebliche Mengen von Freibier gestiftet hatten, und von denen auch in Zukunft noch Freibier zu erwarten sein würde.

Törichterweise gab ich dieser feindselig eingestellten Minderheit eines Tages noch selbst eine Waffe in die Hand. Bei einer Rast auf einem Übungsmarsch wurden die am vorhergegangenen Abend eingelaufenen Siegesnachrichten besprochen, und dabei wurden einige Bemerkungen über Kerle eingeflochten, die nicht wert seien, eine deutsche Uniform zu tragen. Ich wußte, wer gemeint war, sagte aber kein Wort und verzog keine Miene. Da

wandte sich einer, der sonst nicht gerade zu der ruppigsten Sorte gehörte, mit der Frage an mich: „Na, verehrter Kamerad, Sie haben sich ja wieder in allen Sprachen ausgeschwiegen. Jetzt bekennen Sie mal Farbe und sagen Sie offen heraus: Sind Sie eigentlich für unsere Sache oder für die der andern?"

Ich bin, wie wohl fast jeder Mensch, schon häufig ausgekniffen, wenn es mir ans Fell gehen sollte, aber noch niemals, wenn es sich darum handelte, Farbe zu bekennen. So fuhr ich denn hoch und antwortete, und zwar mit nachdrücklicher Betonung: „Ich bin weder für die eine noch für die andere Sache, sondern immer und überall nur für die Sache der Menschheit und der Menschlichkeit! Für das, was jetzt geschieht, für dieses gegenseitige sinnlose Abschlachten von vernunftbegabten Wesen, habe ich nur Abscheu und bitteres Bedauern übrig. Und dasselbe hätte ich auch den andern gesagt, wenn ich bei Kriegsausbruch noch drüben gewesen wäre. So, nun wissen Sie endlich Bescheid über mich!"

Es war mein Glück, daß sich unter denen, die mich gehört hatten, auch ein Feldwebel der Schutztruppe befand, ein langgedienter Berufssoldat, ein ehrlicher, gerader Mensch, denn das, was dann aus meinen Worten gemacht und in Umlauf gesetzt wurde, hätte wiederum genügt, mich vor das Kriegsgericht zu bringen.

Eines späteren Tages nahm mich daraufhin schließlich der Hauptmann vor. Er fragte mich, was ich damals gesagt hätte. Ich wiederholte meine Worte, und der anwesende Feldwebel bestätigte sie. Der graubärtige Kompanieführer klopfte eine Weile nachdenklich mit dem Bleistift auf den Tisch und sagte dann: „Ich befehle Ihnen, in Zukunft keinerlei gesinnungsmäßige Äußerungen mehr zu tun! Auch nicht, wenn Sie darum ersucht werden!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" antwortete ich und setzte in plötzlichem Entschluß hinzu: „Ich bitte um meine Versetzung an die Front, Herr Hauptmann!"

Der alte Mann sah mich schweigend an, nickte und winkte „Wegtreten".

Natürlich hatte nicht der Drang nach kriegerischen Taten mich zu dieser Bitte veranlaßt, sondern einzig die Erwägung, daß bei einer der Feldkompagnien, die aus je zweihundert Askari und nur sechs bis acht Weißen bestanden, viel weniger Zeit und Gelegenheit zu persönlichen Stänkereien und Gehässigkeiten geboten war als in diesem „Sauhaufen von sogenannter Schützenkompanie" — ein Ausdruck, den unser Feldwebel geprägt hatte und sehr häufig benützte.

Die wenigen Europäer bei den Fronttruppen waren fast ständig mit einigen Askari auf tage- und wochenlangen Patrouillengängen in feindlichem Gebiet unterwegs. Dieses feindliche Gebiet zog sich gut fünfhundert Kilometer an der Grenze entlang, fast bis hinauf zum fernen Viktoria-Njansa-See; es war fünfzig bis hundert Kilometer tief — nichts als einsame Wildnis, und diese Wildnis war mir zur Heimat geworden. Von dort war ich gekommen, dort hatte ich mich wohl gefühlt, und dorthin gehörte ich.

Die folgenden Wochen bilden einen Zeitabschnitt in meinem Leben, an den ich heute noch nur sehr ungern zurückdenke. Dabelsteen war zur fünfzehnten Feldkompanie versetzt worden, Dr. Melzer lag mit einer schweren Malaria im Spital, und der alte Zürn, der sich wohl im gleichen Maße wie ich nach dem gewohnten Alleinsein in menschenleeren Wildnissen zurücksehnte, versank in immer tiefere Schweigsamkeit und Unzugänglichkeit. Sonst gab es niemand, zu dem ich in irgendwelche nähere Beziehung getreten wäre; durch die gedankenlosen Verdächtigungen und Feindseligkeiten, die mich von Anfang an empfangen hatten, war ich vollständig kopfscheu geworden, und mein Verhalten bedeutete, wie immer in solchen Fällen, natürlich nur eine Ermutigung für die Meute der Vielzuvielen.

Ich war nunmehr bereits zwei Monate bei der Kompanie, hatte den notwendigsten militärischen Schliff erhalten und — als Hauptsache — leidlich gut schießen gelernt. Und zwar auf Anweisung des Feldwebels mit der 71er Handkanone, damit die nicht sehr reichliche Munition zu meiner geliehenen Neunkommadrei für den „Ernstfall" gespart würde. Wie mir aber der

Feldwebel zu meiner namenlosen Enttäuschung eines Tages sagte, als er mich wegen einer Aufnahme, die ich von ihm machen sollte, in ein außerdienstliches Gespräch zog, bestand so gut wie gar keine Aussicht für mich, einer Feldkompanie zugeteilt zu werden.

„In die Feldkompanien sind bis jetzt nur Leute gekommen, die schon daheim gedient haben", erläuterte er. „Denn die Europäer dort haben immerhin nicht nur die Aufgabe, den Engländern Kriegsmaterial, Stiefel, Whisky und andere gute Sachen abzunehmen, sondern sie müssen auch die Askari drillen, und dazu gehört denn doch noch mehr, als Ihnen hier in zwei Monaten beigebracht werden konnte. Obwohl ich nicht verhehlen will, daß Sie in diesem Sauhaufen hier einer der besten Leute sind. Übrigens müßten Sie bei einer Askarikompanie fließend Kisuaheli sprechen können. Wie steht es damit?"

„Von tausend Wörtern, die ich in den letzten zwei Jahren vor dem Krieg gesprochen habe, Herr Feldwebel, waren neunhundertneunundneunzig Kisuaheli."

„So? Nun, das spräche ja gegebenenfalls zu Ihren Gunsten. Will sehen, daß ich den Hauptmann gelegentlich an Ihre Wünsche erinnern kann. Vielleicht schreibt er dann noch ein empfehlendes Wort ans Bataillon. Die Entscheidung liegt natürlich dort. Aber in Tanga sitzt freilich auch Ihr Freund, der Kiefer, der den ganzen Kohl angerührt hat. Auf alle Fälle kommen Sie in nächster Zeit von hier weg. Schon aus disziplinarischen Gründen. Und wenn Sie wieder einmal angestänkert werden, so melden Sie mir in Dreideibelsnamen die Betreffenden. Werde ihnen dann schon die Hammelbeine lang ziehen!"

Die Entscheidung fiel bereits ein paar Tage darauf, und ich selbst fiel fast um, als sie mir verkündet wurde — ich war zum Küstenschutz Tanga versetzt worden, und der Führer dieser Formation war Oberleutnant Kiefer!

Als ich mich anderntags gen Tanga in Marsch setzte, befand ich mich in entsprechender Gemütsverfassung; ich war fest entschlossen, jede Äußerung meines neuen Vorgesetzten, die mir gegen den Strich ging, mit vernehmbarem Gegenbellen zu beantworten, und wenn es mich Kopf und Kragen kosten sollte! Wahrscheinlich war es wirklich zu meinem Glück, daß Oberleutnant Kiefer gerade mit Malaria darniederlag. Und der Vizefeldwebel, der ihn vertrat, erwies sich als ein äußerst umgänglicher und wohlwollender Mann.

„Ihre Handakten weisen ein paar Angaben auf, die Sie in etwas zweifelhaftem Lichte darstellen, *Bwana* Heye", sagte er und bot mir eine Zigarette an. „Aber da der Urheber der ersten Eintragung ein mir gänzlich unbekannter Herr in Moschi ist, während der Urheber der zweiten mir sonst hier gegenüber zu sitzen pflegt und mir nur allzu gut bekannt ist, übersehe ich diese belastenden Punkte. Unser Herr Vorgesetzter hat mich beauftragt, Sie zum Posten Nianiani abzukommandieren. Das Nest liegt da drüben, sehen Sie! — man kann vom Büro direkt hinüberschauen. Der dortige Postenführer ist ein Herr Bader, ein Stammtischbruder unseres Herrn Oberleutnant und im übrigen ein Patentekel. Verstehen Sie, mein Sohn? Aber Gott schützt die Gerechten!! *Bwana* Dabelsteen und ich sind seit zwei Jahren drüben auf Chongoliani gute Freunde und getreue Nachbarn gewesen, und zudem hat es sich noch gefügt, daß heute früh *Bwana* Kolbe von Mtangata-Fähre mich anläutete und mir mitteilte, daß er ein Fieberchen von seltenen Graden habe und sofort abgelöst und ins Spital geschafft werden müsse. Sein Posten aber ist fünf beschwerliche Wegstunden von hier entfernt und nur mit diesem einen Europäer und vier Askari besetzt. Da die Angelegenheit dringlich und der Posten wichtig ist, bestimme ich pflichtgemäß, daß Sie der ablösende Europäer sind! Es gibt dort zwar nichts als stinkende Mangrovensümpfe ringsum, und es ist eine böse Gegend, aber dafür ist sie schätzenswert abgelegen und einsam! Jetzt ist es leider schon ein Uhr, und ich schlage Ihnen vor, bloß noch rasch mit mir zusammen ein Gläschen zu trinken, worauf Sie sich unverzüglich außer Rufweite und auf den Marsch nach Mtangata begeben. Denn wenn's der Teufel will, geht's unserem Häuptling heute nachmittag besser, und er spuckt mir in die Suppe, indem er Sie doch noch zu seinem Freunde Bader schickt. Ihr fehlendes

Mittagessen ersetzen Sie vorläufig durch um so strammere Haltung und draußen vor der Stadt dann durch den Inhalt dieses Freßpäckchens, das vor einer halben Stunde von Frau Gretel Dabelsteen für Sie herübergeschickt worden ist. Ich hatte sie nämlich heute früh telephonisch von meinen löblichen Absichten mit Ihnen unterrichtet. So, nun wollen wir aus Rücksicht auf unsern kranken Vorgesetzten nebenan auf leisen Sohlen davonschleichen."

Aus Sorge, der Zustand des Oberleutnants könnte sich in der Tat mittlerweile soweit gebessert haben, daß er sich meiner entsänne und mich zurückpfiffe, schoß ich, kaum daß ich das Gläschen getrunken und mit dem grinsenden „Vize" einen dankbaren Händedruck getauscht hatte, zum Lokal und zur Stadt hinaus, als ob ein Nashorn hinter mir her wäre. Erst nachdem ich eine Stunde später meine vorausgeschickte Träger-Safari eingeholt hatte, gebot ich Halt, setzte mich am Wege nieder und vertiefte mich in Frau Gretels Päckchen. Außer ein paar lustigen Zeilen und einem Abdruck von Spots mächtiger Pfote, die zu diesem Zwecke schändlicherweise in Tinte getaucht worden war, enthielt es einen Englischen Kuchen, der mit viel Liebe, Butter, Mandeln und Rosinen gebacken war.

Über mir wölbte sich die prächtige, dunkelgrüne Kuppel eines Mangobaumes, daneben strebten die schlanken schräggeneigten Stämme himmelhoher Kokospalmen auf; jenseits des blendendweißen Strandgürtels dehnte sich unendliche blaue Meereseinsamkeit.

Gerade als ich den Rest des Kuchens wieder in seiner Blechschachtel versorgte, fiel mir eine reife, würzige Mangofrucht als Nachtisch vor die Füße, und auf eine Wort von mir stieg Fundi auf eine der Palmen und brach mir eine halbreife Kokosnuß ab, die das Tafelgetränk lieferte. Ihre kühle, frischschmeckende Milch ist die einzige Flüssigkeit, die man im dysenteriebedrohten Afrika ungekocht und unfiltriert genießen kann.

Kurz nach Sonnenuntergang kam ich in Mtangata an. Der arme Kolbe lag schweratmend und mit fieberglänzenden Augen, aber schon fertig angezogen auf seinem Bett. Draußen auf der

Veranda standen neben einer Tragbahre sechzehn Mann, die untereinander abwechseln sollten, um den Kranken möglichst rasch nach Tanga zu bringen. Mit ein paar mühsamen Worten, die sich manchmal in unverständlichem Lallen und Stammeln verloren, gab er mir die notwendigsten Anweisungen für den Postenbetrieb; zuletzt bat er noch, ihm zwei von den Askari mitzugeben, weil er sich sonst nicht auf die Träger verlassen könne.

„Wieso, was ist denn mit den Kerlen verkehrt?" fragte ich verwundert.

„Sie haben Angst. Ein Menschenlöwe treibt sich hier herum", flüsterte er. „Ein grausiges Biest. Nehmen Sie sich sehr, sehr in acht, *Bwana* Heye! Die Leute werden Ihnen schon Bescheid sagen. Viel Glück — auf Wiedersehen!"

Ich schüttelte den Kopf und hielt seine Worte für eine Fieberphantasie, schickte aber zu seiner Beruhigung die Askari mit.

Mir sollte bald klar werden, daß die letzten Worte des Kranken nichts weniger als eine Fieberphantasie gewesen waren!

VIERTES KAPITEL

Die Missetaten eines Löwen – Zwei sorgenvolle Besucher – Der ausgebliebene Postläufer – „Mut zieret auch den Mameluck...“ – Was wir von dem Vermißten fanden – Das beste Mittel, einen Löwen zu kriegen: ihm Salz auf den Schwanz streuen! – Der Schrei in der Nacht – Ein wahrer Held – „Ich habe es gesehen!“

Schlichting, der „Vize“, hatte wahr gesprochen: Mtangata-Fähre war eine böse Gegend. Der Posten lag auf einer flachen, kleinen Halbinsel, die der Mtangatafluß angeschwemmt hatte. An drei Seiten war die Landzunge von Mangrovensümpfen umgeben, die bei Flut metertief unter Wasser standen; bei Ebbe rieselten unzählige Rinnsale und krochen Scharen von Taschenkrebsen und anderen phantastischen Geschöpfen durch den faulig riechenden Schlamm. Mein auf dem höchsten Punkte der Halbinsel gelegenes Wohnhaus war luftig und geräumig, aus Stangen gebaut und mit *Makuti* — geflochtenen Palmblättern — verkleidet und gedeckt. Acht Meter davor stand eine *Banda* — eine Wachthütte —, vier Pfähle und ein Dach darüber, die Tag und Nacht mit einem Wachmann besetzt war. Unmittelbar darunter lag das Fährboot, das den Verkehr auf der großen Küstenstraße vermittelte, die von Tanga über Pangani und Bagamojo nach Daressalam führt. Landeinwärts erstreckten sich die üppigen Bananenpflanzungen des Dorfes Geza, das man vom Posten aus in etwa zwanzig Minuten erreichte. Am nächsten Morgen meldete sich als erster der Fährmann bei mir. Er war — eine seltene Erscheinung in Afrika, das seinen Kindern im allgemeinen keine lange Lebensdauer gönnt — ein uralter Mann. Sein mumienhaft ausgetrockneter, schwarzgrauer Greisenschädel war mit schneeweißer Wolle bedeckt; es sah aus, als hätte er sich eine Kappe aus Lammfell übergestülpt. Trotz seinem Alter schien er aber ein noch recht beweglicher und mit

Humor begabter Knabe zu sein, denn als ich die zehn Eier, die er mir nebst einer Traube reifer Bananen als Begrüßungsgeschenk brachte, voll Mißtrauen schüttelte, sagte er: „*Bwana*, sie sind alle frisch. Du kannst mir jedes faule oder angebrütete an den Kopf werfen. Aber ich habe auch eine Bitte an dich, *Bwana:* Schieße den Löwen, der immer wieder in diese Gegend kommt und schon viel Vieh und vier Menschen geraubt hat. Du bist jünger und kräftiger als *Bwana* Kolbe, und du hast, wie ich sehe, ein sehr gutes und schweres Gewehr. Ich würde dich gern begleiten, *Bwana*, und dir zeigen, wo der Simba sich versteckt, denn ich kenne seine bösen Wege sehr genau — Allah verfluche ihn! Vor zwei Jahren ist er einmal in eine Falle gegangen, die *Bwana* Lenke von Kongoni ihm gestellt hatte, aber er hat das Eisen von seiner Pranke abgeschüttelt und nur zwei Zehen darin gelassen. An dieser Verstümmelung und der gewaltigen Größe seiner Pranken kann man seine Fährte immer erkennen.“

„Hast du die Menschen selbst gesehen oder gekannt, die er getötet hat?“ fragte ich mit leisem Lächeln.

Der alte Mann sah mich ruhig an. „Ja, *Bwana*, denn unter ihnen befand sich auch meine Frau. Vor einem Jahre überfiel er sie am hellen Tage bei der Arbeit dort in jenem Mohogofeld, und er hatte sie schon halb gefressen, ehe wir hinzukamen. Und vor kurzem, am Tage, da der Krieg anfing, hat er Ali Madamu, einen Mann aus Geza, der einen Ochsen trieb, hier, wo jetzt die Hütte deiner Askari steht, getötet, hat nur ein wenig von dem Ochsen gefressen und dann Alis Leiche in die Bananen dort hinten geschleppt.“

Jetzt lächelte ich nicht mehr ungläubig, sondern wurde nachdenklich. In den anderthalb Jahren, die ich vor dem Kriege drüben im englischen Wildreservat verbracht hatte, war kein Tag vergangen, ohne daß ich nicht ringsum Löwen brüllen gehört und ständig ihre Fährten gekreuzt hatte; häufig war ich einzelnen und einige Male auch ganzen Rudeln dieser Raubtiere begegnet. Nicht ein einziges Mal aber hatte eines der Tiere Miene gemacht, mich anzugreifen. Im Gegenteil, sobald sie meiner ansichtig geworden, waren sie in der Regel so schnell ver-

schwunden, daß ich nicht einmal Zeit gehabt hatte, eine Aufnahme von ihnen zu machen. Seither war ich überzeugt, daß die haarsträubenden Löwengeschichten, die man allerwärts in Afrika hört, zum größten Teile erfunden oder doch stark übertrieben wären. Aber die Angaben dieses alten Mannes waren zu bestimmt und zu leicht nachprüfbar, als daß sie mit einem Achselzucken abgetan werden konnten. Aus Kolbes Munde hatte demnach nicht nur das Fieber gesprochen — diesmal schien es sich wirklich um einen gefährlichen Menschenfresser-Löwen zu handeln. Manche dieser Großkatzen werden zu Menschenfressern, wenn sie zu alt oder etwa durch eine Verstümmelung unfähig geworden sind, ihre natürliche Beute, die pflanzenfressenden Wildtiere, zu erlegen. Deshalb trifft man diese Menschenfresser auch fast niemals draußen in den Steppen an; der Hunger treibt sie in menschenbewohnte Gegenden, wo Vieh gehalten wird. Denn dieses Vieh ist für ein Raubtier viel leichter zu erbeuten als das ewig vom Tode bedrohte, wachsame und flüchtige Geschöpf der freien Wildnis. Natürlich dauert es nicht lange, bis die Viehbesitzer die Anwesenheit eines solchen stillen Teilhabers bemerken, ihre Tiere besonders gut hüten und sie nachts mittels Dornengehegen und großen Feuern schützen. Der Löweninvalide leidet also wiederum Nahrungsmangel, bis schließlich sein rasender Hunger die ihm angeborene Scheu vor dem fremdartigen, auf zwei Beinen gehenden Menschenwesen überwiegt. Er fällt eines an, merkt, daß es weder besonders schnell ist noch scharfe Krallen oder Zähne hat, leicht zu zerlegen und vielleicht auch von gutem Geschmack ist, und von Stund an bleibt er bei dieser Kost — er ist ein „Menschenlöwe“ geworden.

Bald kennt solch ein Raubtier alle Gewohnheiten und Schutzmaßnahmen seiner Beute, es lernt, sie ausnutzen, vermeiden und überwinden; es unterscheidet sehr wohl zwischen bewaffneten Männern und wehrlosen Frauen und Kindern; es versteht sich sogar darauf, Feuer in flachem Satz zu überspringen, Palisaden und Hüttentüren aufzubrechen, sich Verfolgern oder auf der Lauer Liegenden zu entziehen und aufgestellte Fallen zu umgehen. Damit wird solch ein Tier natürlich

zum Schrecken einer Gegend und zu einem furchtbaren Gegner für denjenigen, der ihm gegenübertritt.

All das ging mir durch den Kopf, und so versprach ich dem Alten, zu tun, was mir möglich wäre.

„*Ndio, Bwana*“, sagte er. „Aber es wäre gut, wenn du bald eingriffest. Über zwei Monate ist der Simba weggeblieben, doch vor einigen Tagen ist er wiedergekommen. Ich habe seine Spuren dort hinten in den Bananen und gestern früh auch drunten am Flusse, dicht bei meiner Hütte, gefunden und sie auch *Bwana* Kolbe gezeigt. Erlaubst du, daß ich von heute ab draußen in der *Banda* bei dem Wachmann schlafe?“

„Gewiß, Baba“, nickte ich, „Sag, kannst du schießen?“

„*Ndio, Bwana.*“

„So nimm diese Schrotflinte, ich gebe dir noch Patronen dazu, sowie ich meine Kisten ausgepackt habe.“

Draußen entstand ein Gemurmel; Fundi kam herein und meldete den *Jumbe*, den Dorfvorsteher von Geza.

Gefolgt von einem kleinen Buben, der eine Whiskyflasche voll Milch trug, trat der *Jumbe* ein; in der einen Hand hatte er einen langen Stab, das Zeichen seiner Würde, in der andern ein an den Füßen zusammengebundenes Huhn. Er war ein älterer, krank und schwächlich aussehender Mann, und er kam ebenfalls, sobald er sich, der Sitte entsprechend, mit mir, dem neuen Europäer, bekannt und mir das Huhn zum Geschenk gemacht hatte, sogleich auf den *Simba mkali*, den bösen Löwen, zu sprechen. Gestern abend sei er in ein Gehöft seines Dorfes eingedrungen und habe eine Ziege herausgeholt. Die alten Leute, die die Hütte bewohnten, hätten sich nicht herausgewagt, und so sei der Simba heute früh, schon bei Tageslicht, nochmals gekommen und habe auch die zweite Ziege fortgeschleppt. „*Bwana*, ich bitte dich sehr, befreie uns von diesem Löwen! Er hat schon vier Leute meiner Gemeinde und zwei von der Pflanzung Kigombe getötet, zwei Männer schlimm zugerichtet und uns viele, viele Kühe und Ziegen weggenommen!“

Ich klopfte dem bekümmerten Dorfoberhaupt auf die Schultern und beteuerte auch ihm, daß ich alles versuchen wollte,

um die Gegend von dieser Geißel Allahs zu erlösen. Mir war nicht sehr wohl zumute bei diesem Versprechen; es war mir durchaus klar, daß es keine einfache und harmlose Sache sein würde, mein Wort einzulösen. Hätte ich jedoch vorausgewußt, was ich mit dieser Bestie erleben sollte, so wäre mir noch viel weniger wohl zumute gewesen!

Die mitgebrachte Milch kam mir sehr gelegen; auf eine diesbezügliche Frage von meiner Seite versprach der *Jumbe*, mir jeden Morgen eine Flasche voll durch den Buben, der sein Enkel war, herüberzuschicken. Die Lieferung von sonstigen Nahrungsmitteln für meine Leute und mich sowie die Gestellung von Männern aus dem Dorfe, die, mit einem Speer bewaffnet, nachts die Flußmündung gegen etwaige feindliche Landungsversuche zu bewachen hatten, war schon seit Kriegsbeginn geregelt und funktionierte automatisch. So blieb nichts weiter zu tun, als die beiden Alten mit einer Tasse dicken, süßen Kaffees und einer Scheibe von Frau Gretels Kuchen zu bewirten und sie dann mit der Hoffnung, daß sie ihre Landplage bald los sein würden, ziehen zu lassen.

Der erste Tag auf dem neuen Posten verging so schnell mit Auspacken, Einrichten und dem im Wachbuch vorgeschriebenen Patrouillengang der Küste entlang, daß ich darüber ganz vergaß, dem Fährmann die versprochenen Patronen zu geben. Auf der Patrouille wurde ich von den beiden Askari, die mich begleiteten, zweimal auf eine frische und wirklich riesengroße Löwenfährte aufmerksam gemacht — die größte, die ich jemals zu Gesicht bekommen hatte. Am Abend meldeten sich die Küstenwachleute bei mir. Als sie auf ihre Posten gezogen waren, machte ich noch einen Rundgang durch die Umgebung. Die Askari und die Träger hockten trotz der stickigen Hitze eng aneinandergedrängt in ihren Hütten, draußen vor den Türen brannten mächtige Feuer, auch der Wachmann in der *Banda* kauerte zusammen mit dem weißhaarigen Fährmann hinter einem Wall von lodernden Flammen.

Die Nacht verging ohne Störung. Ich wunderte mich, daß ich nicht ein einziges Mal das Gebrüll des Löwen gehört hatte, aber

es leuchtete mir durchaus ein, als der Alte mir am Morgen erklärte, daß Menschenlöwen eben viel zu gewitzigt seien, um ihre Anwesenheit oder Annäherung durch Brüllen zu verraten.

Gegen elf Uhr meldete sich bei mir der Mann, der alltäglich den Postsack, den ein anderer Läufer von Pangani herüberbrachte, in Richtung Tanga bis zum nächsten Posten weiterzubefördern hatte. Er fragte, ob heute überhaupt keine Post käme; sie sei sonst immer um die vierte Stunde — nach unserer Zeitrechnung um zehn Uhr — eingetroffen. Mir war das Ausbleiben der Post noch gar nicht aufgefallen, doch läutete ich daraufhin sogleich Pangani an und erfuhr, daß der Läufer wie üblich frühmorgens gegen sieben von dort abgegangen war. Ich solle jemand losschicken, um nach seinem Verbleib zu forschen, dasselbe werde von Pangani aus geschehen.

Da ich ohnehin einen Patrouillengang in Richtung Pangani zu machen hatte, übernahm ich selbst die Nachsuche in Begleitung von zwei Askari und einigen Trägern. Am jenseitigen Flußufer, nahe der verlassenen Hütte des Fährmanns, trafen wir auf Löwenspuren, die aber offenkundig schon am Abend vorher getreten worden waren. Sie verloren sich flußaufwärts in undurchdringlichem Dornbusch. Etwa sechs Kilometer weiter kreuzten die gewaltigen Fährten wiederum die Straße, und diesmal sahen sie viel frischer aus. Wir folgten ihnen. Sie liefen auf zwei verlassene Fischerhütten zu, umkreisten sie und führten dann in weiten Schleifen durch die kahlen, bei Flut überschwemmten Sandflächen an der Küste. Hier fanden wir auch ein Lager, wo der Simba augenscheinlich längere Zeit gerastet hatte. Das heißt, *ich* fand es, denn mit meinen beiden Askari war — wie ich immer deutlicher erkannte — in keiner Hinsicht viel los. Der eine war ein alter, eigentlich schon ausgedienter Kerl, der durch Sandflöhe vier Zehen eingebüßt hatte und dementsprechend schlecht zu Fuß war. Außerdem roch er erheblich nach *Pombe* — Hirsebier — und schlief bei jeder Rast sofort ein. Sein Kamerad war ein ganz junger, kaum ausgebildeter Bursche, der ein paarmal hinter mir derartig mit den Zähnen klapperte, daß ich ihn wiederholt fragte, ob er Fieber hätte, und ihm den

Puls fühlte. Bis ich schließlich merkte, daß das Zähneklappern vor lauter Angst geschah! Ich will nicht verhehlen, daß mein eigener Heldenmut angesichts dieser Kämpen immer tiefer sank, zumal wenn die Fährte durch verwachsenes Gelände führte. Mit bissigen Bemerkungen, schließlich sogar mit Rippenstößen und Fußtritten, trieb ich die beiden weiter. Den nur mit Speeren und Keulen bewaffneten Trägern konnte ich es jedoch nicht verdenken, daß der Abstand zwischen uns und ihnen immer größer wurde.

Von der Küste weg führte die unheilvolle Fährte wieder stracks zur Straße hinauf, und eine Strecke weit war sie inmitten des Weges sichtbar. Nach einer Krümmung bog sie dann auf einmal scharf zu dem von Gebüsch eingesäumten Straßenrand ab. Hier hatte sich der Simba niedergeduckt, war auf dem Bauche noch etwa zehn Schritte weitergekrochen, dann mitten auf die Straße und — auf den unglücklichen Postläufer gesprungen. Die ganze Tragödie war wie in den Straßenstaub hineingeschrieben. Mit angehaltenem Atem starrte ich auf die einzelne Ledersandale, auf die von ihrem Riemen abgerissene und zur Seite gerollte Kalebasse, auf die dunklen Flecken in dem weißen Staube und die in einen Bananenhein führende Schleifspur. Schon vor mindestens zwei Stunden mußte das Unheil geschehen sein; der blutgetränkte Staub war hart verkrustet, zu helfen war dem Unglücklichen nicht mehr. So machte ich, ziemlich erschöpft von dem in flammender Mittagshitze durch dick und dünn zurückgelegten Marsch, eine kurze Rast, befahl dann meinen beiden schlotternden Jammergestalten, ihre Einundsiebziger zu laden, und drang in die dämmergrünen Schatten der Bananenpflanzung ein.

Feuchte, dumpfe Schwüle und tiefe Stille herrschten darin. Trotz dem Zwielicht war in den modernden Blattmassen am Boden deutlich die Doppelspur zu erkennen, welche die nachschleifenden Fersen des Toten hinterlassen hatten. Die schwere Büchse schußfertig in der Hand, mit den Augen die tiefen Schatten des Haines abtastend und dabei den Boden nicht außer acht lassend, schlich ich leise vorwärts. Auf einmal fiel

mir auf, daß es hinter mir merkwürdig still war. Ich schaute mich um, die beiden Askari waren nicht zu sehen, statt ihrer erblickte ich einen der Träger, einen jungen, hellhäutigen Msuaheli. Leise lachend wies er mit seiner Keule nach rückwärts und flüsterte: „Der Alte ist dort hinter den dicken Stämmen verschwunden, um nachzusehen, ob der Simba dahintersteckt. Und der Junge hat mal „austreten“ müssen, *Bwana*. Beide sind nicht wiedergekommen. Der Simba ist nicht hierdrin. Die Fährte führt wieder aus den Bananen hinaus, *Bwana!* Siehst du die zerfetzten Blätter dort, wo es hell wird?“

Es war wirklich so; das Raubtier hatte seine Beute quer durch die schmale Bananenpflanzung geschleppt und sich erst draußen unter den letzten Stauden zu seinem Mahle niedergelassen. Mir lief es kalt über den Rücken, als ich mich dort niederbeugte. Außer der mit Blut völlig durchtränkten Posttasche, die der Überfallene wohl am Riemen über der Schulter getragen hatte, fanden wir nur noch ein paar Stoffetzen und einzelne Knochen. Der Schädel war verschwunden; wie die Spuren bewiesen, war nach dem Löwen auch schon eine Hyäne am Werk gewesen. Die Fährte des Menschenfressers führte in gerader Richtung zu einem kleinen sumpfigen Flußlauf hinab. Hier hatte der Simba getrunken und war dann hinaus in die buschbestandene Steppe gewechselt. Ihn in dieser wirren Dornenwildnis weiterhin zu verfolgen, jetzt, in der Gluthitze des Mittags, und ganz allein auf mich gestellt — dazu verspürte ich keine Lust. Ich war infolge der Nervenanspannung und Anstrengung dem Umfallen nahe; zudem war ich, der ich aus den trockenen Hochsteppen des Innern kam, noch zu wenig an die feuchtheiße Atmosphäre der Küste gewöhnt, um weiteren Anforderungen gewachsen zu sein.

Ich gebot dem jungen Träger, die Posttasche im Flusse vorsichtig ein wenig abzuwaschen, doch der Bursche weigerte sich. Er war, wie fast alle Küstenbewohner Ostafrikas, Mohammedaner und befürchtete, dadurch „unrein“ zu werden. Also tat ich es, wenn auch mit innerem Widerstreben, selbst, rief dann mit allem mir zu Gebote stehenden Stimmaufwand die andern Leute herbei, und zwang meine beiden wertvollen Waffengefährten

unter bissigen Redensarten, die Überreste des Unglücklichen an Ort und Stelle zu beerdigen. Dann hieß ich sie, seine Habseligkeiten samt der Posttasche nach Hause zu tragen.

Der Feldwebel in Pangani, der meinen telephonischen Bericht entgegennahm, war im Zivilleben anscheinend Postbeamter, denn ihn beschäftigte in der Hauptsache nur die Frage, ob aus der Posttasche etwas abhanden gekommen sein könnte. Auf meine Frage, was er zur künftigen Sicherung des Postläufers vor dem Raubtier anordne, murmelte er etwas von „Totschießen“ und „Fallenstellen“. Ich erwiderte, daß das nicht so einfach sein würde, und schlug vor, dem Läufer bis auf weiteres von einem Küstenposten zum andern zwei Askari als Schutzwache mitzugeben. Er stimmte dem zu; ich grinste allerdings in das Telephon hinein, als ich mir den Schutz vorstellte, den meine vier Helden — die beiden andern Askari machten auch nicht gerade einen heldenhaften Eindruck — gewähren würden.

In Tanga, wo ich sodann anrief, war Schlichting am Apparat. Er beantwortete meine Meldung über das Vorgefallene mit einem: „Verflucht und zugenäht!“ und fuhr dann fort: „So ein Pech, daß der Herr Oberleutnant heute immer noch neununddreißig hat und ich hier unabkömmlich bin. Sonst würde ich mich im Laufschritt nach Mtangata aufmachen und dann mit Ihnen zusammen hinter diesem rabiaten Kater herjagen! Von Kolbe — der arme Kerl hat übrigens Schwarzwasserfieber und wird wohl abkratzen — erfuhr ich schon gestern, daß der Simba wieder in Ihrer Gegend ist. Und seit einer Stunde fragt die Kaiserliche Post alle fünf Minuten bei mir an, wo heute eigentlich der Postsack aus dem Süden bleibt. Tja, Heye, ich schicke nur ungern andere in ein mögliches Schlamassel, aber Sie werden wohl alles daran setzen müssen, um das Vieh zu erwischen. Selbstverständlich müssen Sie dabei aufpassen, daß es nicht umgekehrt Sie erwischt! Lassen Sie die Patrouillen und den andern Quatsch vorläufig sein, und klemmen Sie sich ausschließlich dem Simba an den Schweif! — Was? Ihre Askari sind ausgesprochene Waschlappen? Tja, das sind sie hier beim Küstenschutz alle; diejenigen, die etwas taugen, stehen an der Front. —

Wissen Sie was, ich werde Ihren Nachbarn Bucher vom Posten Ngoma nach Mtangata beordern, er kann dann dort bleiben, bis Sie den Löwen haben. Bucher ist ein junger, schneidiger Kerl und tut in Ngoma sowieso nichts anderes als den Bibis nachsteigen und Haifische angeln. Herrgott, da klingelt schon wieder der Postonkel an! — Also Heil und Sieg über den Simba! Wenn nichts anderes hilft, so denken Sie an das alte, bewährte Rezept: Salz auf den Schwanz streuen! — *Kwaheri*, *Bwana* Heye!“

„Der hat gut Witze reißen, dort in Tanga!“ dachte ich angesichts dieses Auftrages und ließ mich endlich zu meinem um drei Stunden verspäteten und heillos verbrutzelten Mittagessen nieder, das aus dem Huhn des *Jumbe* bestand. Nach seiner körperlichen Beschaffenheit zu schließen, hätte dieses Huhn ein Jugendgespiele des alten Herrn gewesen sein können.

Die Regenzeit war im Anzug; die schwere, schwüle Luft war in den letzten Wochen kaum mehr zu atmen und auch am hellen Tage von Moskitoschwärmen erfüllt gewesen. In dieser Nacht flackerte unaufhörliches Wetterleuchten über der See, und in der Ferne grollte der Donner.

Um mich über die nächtlichen Wege des Löwen zu orientieren, begleitete ich die Askari am nächsten Morgen bis halbwegs nach Pangani, wo wir den Postläufer in Empfang nahmen; auf frische Fährten des Würgers waren wir jedoch nicht gestoßen.

Am Nachmittag läutete Schlichting mich an, erkundigte sich nach dem Stand der Dinge und diktierte mir dann einen Befehl, den ich durch Boten zu Bucher hinüberschicken sollte, denn die Telephonleitung nach Ngoma funktionierte seit dem vorhergehenden Tage nicht mehr. Da der Träger, den ich zu dem Gang bestimmte, ein äußerst bedenkliches Gesicht machte, gab ich ihm zwei Askari als Bedeckung mit. Sie waren kaum fort, als Schlichting nochmals anrief und mich ersuchte, zwei Askari bereit zu halten, die eine nach Pangani reisende Farmersfrau dorthin begleiten sollten. Sie würde gegen sechs Uhr in Mtangata eintreffen.

Die Frau, die im Spital von Tanga entbunden worden und ihres Säuglings wegen erst in den erträglicheren Spätnachmittag-

stunden von dort aufgebrochen war, kam in einem sogenannten Safariwagen an. Das ist ein Gefährt, das der schmalen Buschwege halber nur ein einziges Rad hat und von zwei Mann gezogen und geschoben wird. Die sehr müde und blaß aussehende junge Frau war für die halbreifen Kokosnüsse und besonders für die Kanne Kaffee mit Rahm, die ich ihr zurechtgestellt hatte, über die Maßen dankbar. Auf ihre verwunderte Frage, wie ich denn hier zu diesem wunderbaren Rahm gekommen sei, verriet ich ihr, von Stolz gebläht, die kulinarische Erfindung, die ich eines Tages im Lager Gombeni gemacht hatte: geriebene reife Kokosnuß in ein — empfehlenswerterweise ungebrauchtes — Schnupftuch füllen und dann fest quetschen. Was herauskommt, ist ein ganz vorzüglicher, fetter und süßer Rahm.

Die Frau hatte keine Ahnung, warum sie von hier Askaribegleitung mitbekam; da ich ihr aber nicht gut vorschlagen konnte, lieber über Nacht zu bleiben, hoffte ich in Anbetracht der Qualitäten ihrer Eskorte inbrünstig, daß der Löwe nicht gerade jenseits des Flusses unterwegs wäre. Mit dem Rest meiner bewaffneten Macht reiste sie also weiter, und dann kam die Nacht, unsagbar drückend, wolkenschwarz und totenstill.

Ich hatte keinen Appetit gehabt und mich in zunehmendem Maße schlapp und gliederschwer gefühlt; als dann auch noch mein Schädel zu glühen und zu brummen anfing, wußte ich, daß wieder einmal eine Malaria fällig war. Ich konnte und konnte nicht einschlafen, der schweißnasse Pyjama klebte mir am Leibe, unter dem Netz war es vor stickiger Schwüle nicht auszuhalten, außerhalb aber auch nicht wegen der Moskitos, die sich heute wie toll gebärdeten. In den ersten Abendstunden hatte ich draußen noch dann und wann ein Geräusch, ein Stimmengemurmel oder das Knistern der Feuer gehört, jetzt, gegen elf Uhr, war alles nur noch ein einziges, lautloses und, wie mir vorkam, unheimlich drohendes Schweigen. Verzweifelt zündete ich schließlich die Laterne wieder an, stellte sie auf die Kiste neben meinem Bett und nahm ein Buch unter das Netz. An der Kiste lehnte mit geöffneter Kammer mein Gewehr, daneben lag ein Rahmen Patronen. Seitdem Fundi einmal beim Putzen, trotz meiner

Mahnung, daß das Gewehr geladen sei, durch einen losgehenden Schuß beinahe der Schädel weggerissen worden war, hatte ich mir geschworen, die Waffe niemals mehr geladen im Hause zu haben.

Doch ich vermochte nicht zu lesen; mein Kopf war zu dumpf, meine Hände zitterten, die verschwimmenden Gedanken glitten unaufhaltsam dorthin, wo sie immer waren, und scharf wie ein Messer schnitt mir wieder die nie stillbare Sehnsucht nach meinem verlorenen Paradies, nach der Wildnis von Ol Matun, durchs Herz — da drangen ein dumpfer Schlag und ein gellender Aufschrei durch die brütende Stille draußen. So entsetzensvoll war der Schrei gewesen, daß ich in wildem Schreck auffuhr, mit einem Satz aus dem Bett sprang, Gewehr und Patronenrahmen an mich riß, wobei ich die Laterne umstieß, und blindlings zur offenen Türe hinausstürzte.

Ein stoßender, tiefgrollender Laut erklang in der Finsternis vor mir, unter der *Banda* schlugen die Flammen hoch empor, grellbeleuchtet sprang die weißbekleidete Gestalt des Fährmanns daneben auf. Mit dem brüllenden Rufe „*Nini* — was ist?“ rannte ich auf ihn zu — da erhob sich, unmittelbar vor meinen Füßen, eine dunkle, mächtige Gestalt; heißer tierischer Atem schlug mir ins Gesicht, die Reflexe der Flammen spiegelten sich in einem Paar wilder, machtvoller Augen dicht vor den meinen — hätte ich nur noch einen einzigen Schritt getan, so wäre ich mit dem Löwen zusammengeprallt!

Das folgende spielte sich viel schneller ab, als ich es hier wiedergeben kann, obgleich es mir heute noch vorkommt, als hätte ich Stunden und Stunden vor dem Löwen gestanden, den Blick auf die wimmernde Menschengestalt unter seinen Pranken gerichtet, unfähig, mit meinen vor Fieber und vor Entsetzen bebenden Händen den Patronenrahmen in das Magazin zu schieben. Doch in der nächsten Sekunde — denn länger kann es ja nicht gedauert haben — geschah eines der wunderbarsten Dinge, die ich je erlebt habe: Mit einem gellenden Ruf sprang der alte Fährmann herzu und schlug dem Raubtier einen Feuerbrand über den Schädel, daß Funken und glühende Stücke umher-

spritzten. Wie der Maler Goya unter sein berühmtes Bild, möchte ich mit eigener Hand unter diese meine Zeilen schreiben: Ich habe es gesehen!

Mit unfaßbarer Schnelligkeit fuhr der dunkle Kopf vor mir herum, schlug die Pranke zu und riß dem zurückspringenden Alten den *Kanzu*, das lange Suahelihemd, vom Leibe. Das Gewebe blieb an den Krallen des Löwen haften; wütend schüttelte er die Pranken; da knackte endlich der Rahmen ins Magazin, ich repetierte und drückte schon im Emporheben ab. Der wuchtige Rückstoß der schweren Büchse ließ mich gegen die Hüttenwand taumeln. Ich brach in die Knie, repetierte abermals und legte, urplötzlich eiskalt und ruhig geworden, auf den hochgeworfenen Kopf vor mir an. Aber im Augenblick des Abziehens flog die mächtige, dunkle Gestalt des Simbas in weitem Sprunge drüben zwischen die Bananen hinein. Gefehlt! — ich wußte es. Der erste Schuß aber konnte gesessen haben.

Dann kümmerte ich mich um nichts anderes mehr als um den wimmernden Haufen blutigen Menschenfleischs vor meinen Füßen. Es war der Wachmann, der mit dem Fährmann zusammen am Feuer gesessen hatte, wobei beide eingenickt waren. Der Fährmann, dem zwei dunkle Rinnsale von den Rippen herab über die splitternackte, hagere Gestalt rieselten, sagte, daß er erst durch den Aufschrei seines Kameraden und durch mein Gebrüll geweckt worden war. Ich wußte überhaupt nichts davon, daß ich gebrüllt hatte. Glücklicherweise hatte er nur ein paar leichte Schrammen davongetragen; ich desinfizierte sie sofort. Dem furchtbar zugerichteten Wachmann aber vermochte ich nicht anders zu helfen, als daß ich seine Blutung stillte, so gut ich konnte. Er hatte eine tiefe Bißwunde im Rücken, seine Schulter war durch einen Biß oder Prankenschlag zermalmt worden — zwischen herabhängenden Fleischfetzen schauten zersplitterte Knochen hervor. Mit Fundi zusammen, der als erster herbeigestürzt war, betreute der Fährmann ihn weiter, während ich die Pflanzung Kigombe anläutete und bat, so schnell wie möglich den dortigen Heilgehilfen herüberzuschicken.

Dann kam die Reaktion. Mir wurde furchtbar übel, ich mußte

mich auf meinem Bett ausstrecken. Ich erinnere mich nur noch, daß ich, ehe mir die Sinne vergingen, die magere, runzlige Rechte des alten Fährmanns zwischen meinen Händen hielt und immer wieder drückte.

FÜNFTES KAPITEL

Kamerad Bucher – Mir stehen die Haare zu Berge – Fieber und immer wieder Fieber – Die Trommeln von Geza – „Bwana, sieh hier...!" – Das Schicksal meines Milchjungen – Die letzte Spur des Löwen von Mtangata-Fähre – Wetterwolken über Tanga – „Bwana, die Schiffe der Engländer fahren fort!" – Zur Front und – in meine Heimat!

Am folgenden Morgen traf Bucher, zusammen mit meinen beiden Heldenjünglingen, die sich am Abend vorher nicht wieder heimgetraut hatten, auf meinem Posten ein. Er war ein kaum achtzehnjähriger junger Mensch, ein aus Luzern gebürtiger Schweizer, der sich samt seinem älteren Bruder, einem Pflanzungsbesitzer, als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Nach der Langeweile und Einsamkeit des Postens Ngoma kam „mein" Menschenlöwe seinem Tatendrang äußerst gelegen, und er wollte nichts davon wissen, daß ich dem Kommando meine Malariaerkrankung meldete und um einen Ersatzmann für mich „zur Löwenjagd" bat. In den folgenden fünf Tagen war er vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl unermüdlich hinter dem Simba her, ohne ihn allerdings ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Wenn der leichtsinnige und natürlich auch ehrgeizige junge Dachs mir berichtete, auf welche Art und Weise er die Verfolgung betrieb, so standen mir manchmal die Haare zu Berge. Es hat mich immer gewundert, daß die gefährliche Bestie — die ich, wie Blutspuren auf ihrer Fährte bewiesen, in jener Nacht wirklich angeschossen hatte, und die dadurch natürlich noch gefährlicher geworden war — diesen lästigen Verfolger nicht eines Tages aus dem Hinterhalt heraus beim Kragen genommen hat.

Noch mehr aber hat es mich gewundert, daß der Wachmann trotz seinen furchtbaren Verletzungen und trotz dem großen Blutverlust den langen anstrengenden Transport bis zum Eingeborenenspital von Tanga und auch die allergrößte Gefahr bei Raubtierwunden, die der Blutvergiftung, überstanden hat. Wie mir Schlichting am Telephon sagte, würde er wahrscheinlich mit dem Leben davonkommen. — Anderthalb Jahre später, als der Stern Deutsch-Ostafrikas bereits im Sinken war, sah ich zu meiner Überraschung eines Tages den lahm und schief gewordenen Mann im Bahnhof von Tanga wieder — er stellte die Weichen für die Lokomotiven, die wir in den Hafen hinunterjagen mußten, damit sie den anrückenden Engländern nicht in die Hände fielen. —

Tagsüber trieb sich der gelbe Würger, wie seine Fährten zeigten, ständig in der Umgebung von Mtangata herum; in dreien von fünf Nächten aber verübte er eine Reihe von verwegenen Überfällen in der weiteren Umgebung, zum Glück jedoch nur auf Nutzvieh. Die Pflanzung Kigombe wurde dabei hintereinander drei Ochsen los, obwohl die Tiere sich in einer vielfach gesicherten *Boma* befanden. Beim dritten Besuch des Löwen erhielt ein ahnungslos hinzukommender Wächter an der Hüfte einen bösen Prankenhieb, der ihn für den Rest seines Lebens zum Krüppel machte. Das Erscheinen des mit einer Schrotflinte bewaffneten Mannes — er hatte die jungen Anpflanzungen nachtsüber gegen die verheerenden Pavianhorden zu bewachen — genügte dem erfahrenen Räuber, um den geschlagenen Ochsen sofort fallen zu lassen und sich „heimwärts" zu begeben. Da er aber hungrig war, brach er beim Morgengrauen in den Ziegenkral des Dorfes Geza ein, holte eine Geiß heraus und fraß sie — angesichts von zehn oder zwanzig Paar angstvoll durch die Türritzen spähenden Negeraugen — mitten auf dem Dorfplatz auf! Und zur selben Zeit, keine hundert Meter entfernt, schlich Bucher, der sich vor Tagesgrauen schon wieder auf die Pirsch gemacht hatte, auf den frischen Fährten des Gesuchten durch die Bananen vor dem Dorfe! Als ihn die im Kreise herumführende Spur schließlich auf den Schauplatz leitete, hatte *Bwana Simba* gerade sein Frühstück beendet und sich durch die hintere Gasse davongemacht.

Selten habe ich eine solche „Stinkwut" gesehen, wie sie mein

Kamerad zeigte, als er an jenem Morgen nach Hause kam. Er war ganz blaß vor Ärger, das Frühstück schmeckte ihm nicht, und er legte sich gleich darauf nieder. Als er dann auch noch mit den Zähnen zu klappern begann, stellte ich bei ihm fünfundachtzig Puls und achtunddreißigkommadrei Temperatur fest. Es kommt häufig vor, daß eine im Blut vorhandene Malaria durch körperliche oder seelische Überspannungen ausgelöst wird. Ich selbst war noch nicht ganz fieberfrei und erheblich zittrig auf den Beinen, aber alle beide konnten wir unmöglich auf der Nase liegen. So raffte ich mich auf, löste ihn ab und wackelte meinerseits bis gegen Mittag hinter dem Simba her. Doch es war wiederum vergeblich: nach etwa einer Stunde kamen wir — Fundi, der junge Msuaheli Hamis, dem ich meine Schrotflinte gegeben hatte, und ich — an ein Lager des Verfolgten, das noch fühlbar warm war. Er hatte uns kommen hören und sich lautlos verzogen. Und nach einer weiteren guten Stunde führte die Fährte zuletzt in eine solch hoffnungslose Dornenwildnis hinein, daß ich, am Ende meiner noch recht bescheidenen Kräfte, die Verfolgung aufgab. Als ich daheim zur Türe hineinschwankte, berichtete mir der im Bett liegende, fieberglühende Bucher, und zwar gewürzt mit einigen urchigen Schweizer Ausdrücken, daß der „Oberkiefer" angeläutet und zu wissen verlangt hätte, wieso zwei junge kräftige Menschen nach fünf Tagen noch immer nicht imstande gewesen wären, ein elendes Löwenvieh zur Strecke zu bringen...

In der Hoffnung, daß die so mühe- und gefahrlos erbeutete Ziege dem Simba Appetit auf weitere gemacht hätte, ging ich am Abend, begleitet von Fundi, Hamis und zwei Askari, nach Geza hinüber und postierte meine Streitmacht in verschiedenen Hütten rings um den Viehkral. Im Kral selbst war nur eine einzelne Geiß angebunden, die andern, sowie die paar Kühe des Dorfes, waren auf meine Veranlassung am Nachmittag in eine neuerbaute *Boma* auf Kigombe gebracht worden. Doch wir saßen bei einem tobenden Gewitter bis gegen Mitternacht, ohne daß sich etwas rührte; dann hielt ich es vor Moskitos und vor körperlichem Übelbefinden einfach nicht mehr aus und ging

mit meinen Getreuen nach Hause. Die Ziege wurde bei unserem Abmarsch von ihrem Eigentümer in seine Hütte genommen. Wäre das nicht geschehen, so hätte sich vielleicht ein weiteres Drama vermeiden lassen.

Gegen zwei Uhr — ich war eben erst eingeschlafen — wurde ich von Bucher wachgerüttelt.

„Heye, horchen Sie mal!"

„Naja", grunzte ich unwillig. „Es donnert wieder."

„Nein, das ist kein Donner! Das ist Getrommel... Hören Sie doch! Es klingt vom Dorfe herauf!"

Ich lauschte und erkannte ebenfalls ganz deutlich das Geräusch: es war zweifellos die große Dorftrommel von Geza.

„Da ist etwas mit dem Löwen los, ich komme mit!" murmelte Bucher und griff, nur mit einem klitschnassen Pyjama angetan, nach seinem Gewehr.

„Sie sind wohl verrückt geworden!" schnauzte ich ihn an. „Scheren Sie sich ins Nest! Ich habe keine Lust, Sie unterwegs noch huckepack zu nehmen! Samu! Askari! Fundi! Hamis! *Hapa, upezi!*" brüllte ich zur Türe hinaus, riß Bucher das Gewehr aus der Hand und drückte es dem alten Fährmann, der ebenfalls erschienen war, obwohl ich ihn gar nicht gerufen hatte, in die Faust. Ich zog lediglich die Schuhe an die Füße, und ein paar Minuten später hasteten wir schon, hinter tanzenden Laternenlichtern her, durch die Bananen*schamba*.

Das Trommeln hatte aufgehört, die Nacht war wieder totenstill geworden. Um uns herrschte tiefe Finsternis, denn das dichte Blätterdach der Bananen hielt auch die letzte Spur von atmosphärischem Licht ab. Ich war mir bewußt, daß nicht die geringste Aussicht bestand, irgend etwas zu retten, falls im Dorf schon ein Unglück geschehen war, oder uns selber zu schützen, wenn der Löwe irgendwo an unserem Wege im Hinterhalt lag. Doch das war nicht der Fall; wir erreichten die ersten Hütten, ohne daß etwas zu hören gewesen wäre. Auf unser Rufen erwiderten wohl Stimmen von drinnen, Stimmen, denen man die Todesangst anhörte, aber jede Frage wurde nur mit „*Simba, Bwana!*" beantwortet. Was aber eigentlich mit dem Simba los war, wußte

kein Mensch, denn niemand hatte sich auf das Trommeln hin hinausgewagt.

Erst auf dem Dorfplatz wurde eine von innen schwer verrammelte Türe aufgestoßen, und der Mann, der die in seinem Hofe stehende Signaltrommel bediente, kam heraus. Heiser vor Angst und Aufregung erklärte er, daß im übernächsten Hause, dem des *Jumbe*, etwas geschehen sein müsse. Von dort seien krachende Geräusche und Angstschreie hörbar gewesen. Mehr wußte er auch nicht.

Wir liefen sogleich hinüber. An dem Hause war auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches zu entdecken; die Türe war fest verschlossen und ebenfalls von innen blockiert, aber auf alles Dagegendonnern und Brüllen antwortete niemand. Erst als Fundi den feuchten Boden neben dem großen Wassergefäß an der Hauswand beleuchtete, bemerkten wir die tiefeingeprägten Riesenfährten des Raubtiers. Sonderbarerweise waren es jedoch nur die der Hinterfüße. Es mußte sich also hier am Dach aufgerichtet haben. Soviel wir erkennen konnten, schien denn auch oberhalb dieser Stelle der Dachbelag von dürren Bananenblättern zerwühlt zu sein.

Es war der alte Fährmann, der das Rätsel löste; ich hörte ihn auf einmal hinter dem Hause rufen: „*Bwana*, komm hierher und sieh!“ Seine hoch emporgehaltene Laterne beleuchtete einen Haufen am Boden liegender Blätter und eine große dunkle Öffnung im Dache.

Mit ein paar kurzen Worten befahl ich den Askari, sich gebückt an der Hausmauer aufzustellen. Auf den Rücken des einen stieg Fundi mit der Laterne in der Hand, auf den des andern ich selbst mit dem Gewehr. Der Boy senkte die Laterne behutsam in das Loch hinein, und ich tat das gleiche mit dem Gewehrlauf. Doch unsere Vorsicht war überflüssig, denn die andern riefen uns zu, daß sie soeben die Löwenfährte sowie Schleif- und Blutspuren entdeckt hätten, die vom Hause wegführten.

Sofort rutschte ich wieder hinunter; beim Scheine der Laterne folgten wir der vielsagenden Spur ein paar hundert Schritt weit,

bis infolge eines plötzlichen dumpfen Knurrens vor uns dem vorausleuchtenden Fundi vor Schreck die Laterne aus der Hand fiel. In rascher Folge feuerte ich zwei oder drei Schüsse nach der dunklen Stelle hin, von wo das Knurren erklungen war; der Alte und die Askari gaben fast gleichzeitig einige weitere Schüsse ab. Mir war, als hörte ich ein Rauschen... Als sich nichts mehr regte, rückten wir behutsam weiter vor, und eine Minute darauf standen wir vor einem Haufen menschlicher Überreste und Kleiderfetzen. Es war der Bub gewesen, der Enkel des *Jumbe*, der mir täglich die Flasche Milch gebracht hatte...

Eine Viertelstunde später saß ich im Hause seines Großvaters auf einem Bett und redete beruhigend auf den Alten ein. Er hockte neben mir, das Gesicht in den Händen vergraben, den Kopf mit monotonem, unverständlichem Lallen hin- und herwiegend. Zwei alte, vor Entsetzen fast irrsinnige Frauen, die in einem Nebengemach geschlafen hatten, erzählten noch einige unzusammenhängende Einzelheiten von dem, was der Augenschein schon deutlich genug sagte. Nach einem erfolglosen Versuch, auf der vorderen Seite durch Türe oder Dach einzudringen, war es der Bestie gelungen, den hinteren Teil des Daches aufzureißen. Sie war hereingesprungen, hatte den neben seinem Großvater schlafenden Jungen gepackt, ihn nach Aussage der Weiber an Ort und Stelle getötet und war dann mit seinem Körper im Rachen zu derselben Öffnung wieder hinausgesetzt. —

Ich konnte in jener Nacht nicht mehr auf meinen Posten zurückkehren; während ich noch auf den Alten einredete, fielen mir schon die Augen zu. Als ich am hellen Vormittag erwachte, lag ich auf demselben Bett, von dem der Löwe den unglücklichen Knaben weggeholt hatte.

Als ich dann daheim am Telephon stand und gerade dem Kommando das Vorgefallene berichtete, kamen zwei durchreisende Offiziere auf dem Posten an. Sie faßten sofort den Entschluß, sich dem Raubtier auf die Spur zu setzen. Miteinander folgten wir, begleitet von den Askari und ein paar Trägern, den Fährten des Löwen, bis sie sich am Spätnach-

mittag im gleichen Dornendickicht verloren, an dem ich schon einmal das Nachspüren hatte aufgeben müssen. Von allen in der Nacht abgegebenen Schüssen schien keiner die Bestie getroffen zu haben, denn auf dem ganzen Wege hatten wir keinerlei Anzeichen einer Verwundung entdeckt. Diese in der Dornenwildnis endende Spur war das letzte, was ich von dem Löwen von Mtangata-Fähre gesehen habe. Solange ich den Posten noch innehatte, kam er nicht wieder in die Gegend, und kurz darauf traten Ereignisse ein, die selbst die Taten dieser unheimlichen Bestie überschatteten.

An einem der folgenden Tage — es war der 3. November — läutete das Telephon schon in aller Herrgottsfrühe. Feldwebel Schlichting war am Apparat; mit einem gänzlich veränderten Klang in der Stimme sagte er kurz und knapp: „Heye, schreiben Sie, und schicken Sie die Meldung dann sofort an Bucher nach Ngoma: «Vor Tanga liegen zwei englische Kreuzer und siebzehn Truppentransporter. Landung des Feindes ist zu erwarten. Höchste Alarmbereitschaft und Wachsamkeit wird befohlen. Gezeichnet: Kiefer» — Haben Sie es? — Gut, hängen Sie an!"

Siebzehn Transportschiffe, die mindestens sechstausend Mann an Bord haben mußten, und dazu die Geschütze von zwei Kreuzern! Und in Tanga lag augenblicklich, soviel ich wußte, nicht ganz eine Feldkompanie — also knapp zweihundert Mann, mit einschüssigen Gewehren bewaffnet. Vielleicht besaß die Kompanie auch zwei oder drei Maschinengewehre, von irgendwelcher Artillerie aber war natürlich keine Rede. Ich schüttelte den Kopf, schrieb sogleich die Meldung und schickte sie zu Bucher hinüber, der bis tags zuvor mit Fieber auf meinem Posten gelegen hatte. Dann saß ich den ganzen Vormittag über, erfüllt von innerer Spannung, am Apparat und wartete auf weitere Befehle und Meldungen. Doch es kamen keine. Gegen Mittag passierten drei Offiziere mit einem kleinen Trupp von Polizeiaskari, von Pangan herkommend, im Eilmarsch den Posten. Einer der Offiziere sagte mir kurz, daß die Engländer die bedingungslose Übergabe der Stadt verlangt hätten; als das Ansuchen abgelehnt worden war, hatten sie begonnen, Massen von

Mannschaften und Kriegsmaterial auf der Halbinsel Ras Kazone gegenüber von Tanga zu landen.

Die kleine Truppe war kaum fort, als die ersten weißen Flüchtlinge aus Tanga, in der Hauptsache Frauen und Kinder, bei mir anlangten. Und gleichzeitig trug der träge Mittagswind den ersten dumpfen Geschützdonner vom Norden herunter. Der Kampf um Tanga hatte begonnen und mit ihm ein wohl einzigartiges Kapitel in der langen blutigen Kriegsgeschichte der Menschheit, aber eines der dunkelsten und unrühmlichsten in der stolzen Geschichte Großbritanniens.

Wie ich im Laufe des Tages beim „Mithören" am Telephon — eine zwar verbotene, doch infolge meines brennenden Interesses verständliche Handlung — erfuhr, wurden die meisten meiner Kameraden auf den Küstenschutzposten nach Tanga beordert und dort unter die Verteidiger eingereiht; ich war deshalb darauf gefaßt, denselben Befehl zu bekommen, und machte mich auf alle Fälle marschfertig. Zu meiner Überraschung trafen statt dessen am Nachmittag acht alte Polizeiaskari von Pangani ein, die mir den schriftlichen Befehl brachten, alle Wachen längs des Flusses und der Küste zu verdoppeln, mich selbst mit allen zur Verfügung stehenden Askari an einem geeigneten Punkte nahe der Flußmündung einzugraben und auf jedes etwa einlaufende Fahrzeug das Feuer zu eröffnen. Zur Bedienung des Telephons auf dem Posten war ein junger deutschsprechender Askari vom Signalkorps mitgeschickt worden.

So verbrachte ich die drei Tage und Nächte, während denen die Schlacht von Tanga tobte, draußen an der Mündung des Mtangata, ohne einen Feind zu Gesicht zu bekommen oder einen Schuß abzufeuern. Um uns war weißer Sand und blaues Wasser, und in dieser Einsamkeit hörten wir neben dem eintönigen Rauschen der Brandungswogen nur den pausenlosen Geschützdonner; bei stärkerem Wind drang manchmal das schwache Knattern von Gewehren und Maschinengewehren vom Norden zu uns herunter, vom Stand der Dinge dort oben aber vernahmen wir nichts.

Am Spätnachmittag des dritten Tages wurde der Kanonen-

donner schwächer, gegen Abend verstummte er gänzlich. Und bei Sonnenuntergang rief mir der Wachmann, den ich im Wipfel einer einzelnen Palme am Strande postiert hatte, die erstaunliche Meldung zu: „*Bwana*, die Schiffe der Engländer fahren fort!" Das klang so unglaubwürdig, daß ich trotz meiner durch die kaum überstandene Malaria bedingten Schwäche selber auf die Palme kletterte und das Feldglas vor die Augen nahm. Es stimmte: weit draußen am glühenden Himmel tauchte eine Rauchfahne nach der andern auf und verschwand seewärts in der rasch sinkenden Nacht.

Da hielt ich es nicht länger aus, übergab den Oberbefehl über meine Streitmacht einem alten, schnauzbärtigen Sudanesen-Unteroffizier und rannte zum Postenhaus. Schon auf halbem Wege kam mir Fundi, der mein Abendessen holen gegangen war, mit einem Stück Papier in der Hand entgegen. Im Scheine eines Zündholzes las ich die Meldung des Signalaskari: „Herr Heye, Sie sollt mit alle Askari zurückkommt auf Posten. Es ist eine große Sieg geschehen für die Deutsche und viele Grüß von Herr Feldwebel Schlichting."

Mir blieb eine Weile der Mund offen und der Verstand stillstehen, dann sauste ich mit verdoppelter Geschwindigkeit weiter, klemmte mich, daheim angekommen, hinters Telephon und ging nicht mehr davon weg, bis ich, lange nach Mitternacht, die Meldung des Kommandeurs an den Gouverneur der Kolonie mitanhören konnte.

Hier muß gesagt werden, daß ich nicht beabsichtige, mit diesem Buche einen zusammenhängenden und vollständigen Bericht über die kriegerischen Ereignisse in Ostafrika zu geben; ich will nur meine persönlichen Eindrücke und Erlebnisse schildern. Da der Krieg aber den Hintergrund zu allen Erlebnissen jener Zeit bildete, muß er hie und da soweit beleuchtet werden, wie zum Verständnis des Ganzen nötig ist. —

Aus der erwähnten Meldung erfuhr ich, daß es den Engländern, die gleich anfangs eine mindestens zehnfache Truppenübermacht gelandet hatten, nicht gelungen war, in das Weichbild der Stadt einzudringen, daß sie am Nachmittag des dritten

Tages um Waffenstillstand ersucht und eine Stunde darauf begonnen hatten, ihre Truppen wieder einzuschiffen. Die Deutschen hatten auf dem Schlachtfeld neben rund dreitausend Toten und Schwerverwundeten, von denen neun Zehntel Inder waren, noch gegen viertausend Gewehre, anderthalb Millionen Patronen und eine Anzahl Maschinengewehre vorgefunden. Außerdem fiel ihnen im Hafen eine ganze Flottille von Schleppkähnen in die Hände, die mit Lebensmitteln, Uniformen, Schuhen und Ausrüstungsstücken aller Art beladen waren. Eines der Fahrzeuge war sogar bis zum Rande mit Schreibmaschinen, Aktenschränken und sonstigem Bürobedarf beladen — Vorsorge für die Verwaltung eines Landes, das man überhaupt noch nicht erobert hatte...!

Die indischen Truppen waren im Verlauf der Kämpfe von einer Panik in die andere geraten, am zweiten Tage der Schlacht sogar einmal durch den Angriff eines Schwarmes von — wilden Bienen! Die beiden mitgelandeten Regimenter gebürtiger Engländer hatten allerdings wie die Löwen gekämpft, sich als Nachhut aufgeopfert und dadurch erreicht, daß nicht das gesamte indische Expeditionskorps von den Deutschen aufgerieben wurde.

Hätte diese Schlacht nicht mit einem so überwältigenden Siege der Schutztruppe und vor allem nicht mit solch reicher Beute geendet, so wäre es den Deutschen kaum möglich gewesen, den Kampf in ihrer gänzlich unvorbereiteten und blockierten Kolonie noch lange fortzusetzen. Mit den erbeuteten Waffen und Munitionsvorräten konnten sie jedoch gegen zwanzig neue Feldkompanien ausrüsten und an die Grenzen schicken. An Rekruten fehlte es ihnen nicht, denn die Kunde von diesem glänzenden Siege verbreitete sich durch die Signaltrommeln der Neger buchstäblich wie ein Lauffeuer binnen wenigen Tagen über den ganzen afrikanischen Erdteil, und die Eingeborenen strömten der Schutztruppe daraufhin in Massen zu. Sogar aus dem feindlichen Kongostaat stahlen sich allnächtlich junge Leute — zum größten Teile Angehörige der dortigen kriegerischen Kannibalenstämme — über die Grenze, um in deutsche

Dienste zu treten. Und als die Engländer, die anscheinend aus der Niederlage von Tanga gar nichts gelernt hatten, zwei Monate darauf in ähnlich stümperhafter Weise an der Küste entlang ein neues Expeditionskorps vorschickten, das bei Jassin wiederum in die Flucht geschlagen wurde, stand es bei der schwarzen Bevölkerung der deutschen wie der englischen und portugiesischen Kolonien in Ostafrika fest, daß die *Wadachi*, die Deutschen, unbesiegbar wären. Dieser durch nichts mehr zu erschütternde Glaube ist wohl einer der Gründe für die einzigartige Treue und Anhänglichkeit, mit der nicht nur die schwarzen Soldaten sondern auch die gesamte Eingeborenenbevölkerung Deutsch-Ostafrikas der Sache der Deutschen anhingen. Als wir anderthalb Jahre später, von einer ungeheuren Übermacht auf drei Seiten angegriffen, langsam, aber unaufhörlich nach Süden zurückgedrängt wurden, wochen- und monatelang nachts marschieren und tagsüber kämpfen mußten, lange Zeitabschnitte hindurch keine durchgehende Nachtruhe mehr fanden, viele Tage hintereinander nicht eine einzige sättigende Mahlzeit mehr erhielten, in manches Gefecht mit knapp einem Dutzend Patronen gegen einen zehn- bis fünfzigfach stärkeren Gegner gehen mußten, als wir, abgehetzt, abgerissen, zerlumpt und verlaust, von ewigem Hunger und ewigem Fieber verzehrt waren und keine andere Aussicht mehr hatten als die, eines Tages gleich so vielen andern vor uns in der heißen Erde Afrikas eingescharrt zu werden oder die Mägen von Hyänen und Geiern zu füllen, selbst damals ist es nicht vorgekommen, daß einer unserer Askari zum Feinde überlief, obwohl dort Nahrung und Kleidung und Arzneien in Fülle winkten und vor allem: das langersehnte Ausruhen . . .

Was mich selbst betraf, so befand ich mich während jener oben erwähnten Schlacht von Jassin nicht mehr außerhalb jeder Schußweite sondern mitten im Kampfgetümmel. Nach einer schriftlichen Eingabe an das Bataillon war ich Ende November vom Küstenschutz weg zur Fünfzehnten Feldkompanie versetzt worden. Die Formation war seit Kriegsanfang an der Grenze gewesen; bei der Schlacht von Tanga war sie in Eilmärschen heruntergekommen, hatte an dem letzten

entscheidenden Sturmangriff teilgenommen und seitdem zum Ausruhen in der Stadt gelegen. Drei Tage nachdem ich ihr zugeteilt worden war, erhielt sie Marschbefehl zur Front zurück. Ich habe selten mit solch heißer Freude im Herzen einen Weg unter die Füße genommen wie an jenem Tage, da wir zehn Europäer und zweihundert Askari, in gleichem Schritt und Tritt hinter der schmetternden schwarzen Musikkapelle von Tanga marschierend, dieses Zentrum der Zivilisation verließen. Wenn es nach mir gegangen wäre, so hätte ich die fünfundsiebzig Kilometer bis zum Umbafluß in einem Tage zurückgelegt, denn jenseits dieses Flusses dehnten sich die menschenleeren Weiten der Umbasteppe, der großen, nur von Tieren bewohnten Wildnis — die meine Heimat war!

SECHSTES KAPITEL

Unerwartete Folgen eines Beinschusses – „Spare in der Not, so hast du in der Zeit!" – Der „Druckposten" Kwakinjembe – Schwarze Gemütsathleten – „. . . ja, und dann hat er mich eben aufgefressen!" – Finstere Verdächte – Na'ungo, der Geheimagent – Mein Freund Dabelsteen erweist mir einen großen Dienst – Eine Fernsprechleitung, derenthalben ich graue Haare bekomme

---

In jener Nacht in Mtangata, da ich, dem Löwen gegenüberstehend, nicht imstande gewesen war, mein Gewehr schußfertig zu machen, war mir zum ersten Male in meinem Leben bewußt geworden, was „Nerven" sind. In den darauffolgenden Monaten geschah es immer wieder, daß ich nachts im Traume ganze Ewigkeiten lang hilflos vor dem Raubtier stand, um schließlich mit jagendem Herzschlag und in Angstschweiß gebadet aufzuwachen. Diese Vorstellung quälte mich immer wieder, bis ich Mitte Januar 1915 die Schlacht von Jassin miterlebte. Von da an waren es andere Traumbilder, die mir noch lange Zeit die Nächte zur Hölle machten. Ich will sie hier nicht nachmalen, denn unsere heutige Welt ist schon zur Genüge von Blut und Grauen erfüllt...

Bei der Erstürmung des Feldlagers von Jassin, in dem sich etwa zweitausend Mann englisch-indischer Truppen verschanzt hatten, fielen den Deutschen wiederum große Mengen von Waffen, Munition und Ausrüstungsstücken in die Hände. Die Verluste des Gegners waren furchtbar: neben einigen hundert mehr oder weniger Schwerverletzten fanden wir die ganze *Boma* mit Toten angefüllt. Im Gegensatz zur Schlacht von Tanga, die von den Verteidigern der Stadt mit unglaublich niedrigen Verlusten gewonnen worden war, kam dieser neue Sieg auch uns sehr teuer zu stehen. Dabei gab es — und diese Tatsache war besonders grausig — auf unserer Seite kaum „Gefallene", wenn man das Wort im buchstäblichen Sinne nimmt. Da die Engländer

ihre *Boma* mitten in einer Sisalagaven-Pflanzung angelegt hatten, standen unsere Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfeld, aufgespießt von den mörderischen, starrenden Speerbündeln der Agaven...

Beim Hinunterspringen von dem hohen, die erstürmte *Boma* umgebenden Erdwall erhielt auch ich einen Schuß. Die Kugel ging glatt durch die Wade, und die Wunde war schon nach einigen Wochen ebenso glatt verheilt. Da ich aber während der Zeit des Verheilens nicht recht marschfähig war, erwuchs mir aus dieser harmlosen Verwundung ein ganz ungewöhnliches Glück: ich wurde mit der ständigen Feldwache Kwakinjembe betraut. Sie lag am Mittellauf des Umbaflusses genau in der Mitte zwischen dem Küstenort Jassin, dem Standort unserer Kompanie, und dem achtzig Kilometer landeinwärts gelegenen Dorfe Majoreni, wo die zweite Grenzschutzkompanie, die Einundzwanzigste, lag. Zwischen den deutschen Stellungen am Umbafluß und den nächsten englischen am Ramisifluß dehnte sich achtzig bis hundert Kilometer weit das wasserlose Gebiet der Umbasteppe. Ihre wenigen, halbnomadischen Bewohner hatten die Engländer unmittelbar nach ihrem Rückzug von Jassin evakuiert, und damit war das Gebiet zwischen den beiden Wasserläufen zum Niemandsland geworden. Anderthalb Jahre lang bildete es dann den Schauplatz zahlloser Patrouillenkämpfe, eines mit indianerhafter Wildheit und Erbarmungslosigkeit geführten Buschkriegs zwischen den beiden Gegnern.

Bei Kwakinjembe, einem elenden, ehemals von englischen Wakamba bewohnten Nest, macht der Umba einen weiten Bogen nach Norden, während der Ramisi gerade gegenüber eine Biegung nach Süden beschreibt. An dieser Stelle lag demnach zwischen den beiden Flüssen eine wasserlose Strecke von nur etwa fünfzig Kilometer Breite, die vom Feinde leicht in einem einzigen Tagesmarsch überwunden werden konnte. Aus diesem Grunde war auf unserer Seite hier der mit Schützengräben und zwei Maschinengewehrständen befestigte Posten eingerichtet worden. Seine dreißigköpfige Besatzung konnte notfalls auch einem überlegenen Gegner den Zugang zu dem lebensnotwen-

digen Wasser so lange verwehren, bis aus den Kompanielagern Hilfe kam.

Gleichzeitig mit der frohen Kunde, daß ich diesen fast selbständigen Posten übernehmen sollte, erhielt ich die ebenso unerwartete Nachricht, daß ich zum Unteroffizier befördert war. Hervorragenden persönlichen Verdiensten war diese Beförderung jedoch nicht zuzuschreiben, denn wer sich von den Weißen als einigermaßen brauchbarer Soldat erwies, erhielt schon aus Prestigegründen gegenüber den farbigen Soldaten sehr bald einen militärischen Rang. Wobei zu bemerken ist, daß bei den Deutschen auch ein ungedienter weißer Landsturmmann Vorgesetzter jeder schwarzen Charge bis zum Feldwebel hinauf war. Eingeborene Offiziere gab es bei der deutschen Schutztruppe nicht. Die erfreulichste Seite einer Beförderung war für uns immer die geldliche. Schon ein einfacher Landsturmmann erhielt neben den monatlichen Kleider- und Verpflegungsgeldern im Betrag von hundertfünfzig Rupien noch eine Löhnung von fünfundsechzig Rupien; ein Unteroffizier bezog einen doppelt so hohen Sold. Hätte der Krieg noch ein paar Jahre länger gedauert, so wären wir alle zu Kapitalisten geworden, denn von dem Verpflegungsgeld konnte man auch bei üppigstem Schwelgen in Milch, Geflügel, Eiern, Honig und Früchten infolge der afrikanischen Preise kaum ein Viertel verbrauchen; dazu kam im Höchstfall dann noch ein weiteres Viertel für den ebenfalls einheimischen und streng rationierten Whisky. Dieser edle Tropfen wurde, nebenbei bemerkt, aus Mais hergestellt und trug den Namen, den wir ihm gegeben hatten, mit Recht; er hieß bei uns: Marke Negertod! Da es schon nach kurzer Zeit überhaupt keine Kleidungsstücke mehr zu kaufen gab, sparte man das hierfür erhaltene Geld gänzlich. Das einzige, wofür wir neben Essen und Trinken überhaupt noch etwas ausgeben konnten, war der Lohn für die persönlichen Diener; die Träger, und zwar auch diejenigen, die rein privates Gepäck trugen, wurden von der Truppe bezahlt. Ihre Anzahl wurde jedoch bald auf höchstens acht Mann je Europäer festgesetzt, und als im zweiten Kriegsjahr Trägermangel und gleichzeitig Verpflegungsschwie-

rigkeiten einzutreten begannen, wurden uns immer weniger Leute zur Verfügung gestellt, bis wir zuletzt beim großen Rückzug überhaupt keine mehr hatten. Zu diesem Zeitpunkt besaß allerdings kaum einer von uns noch irgend etwas, zu dessen Beförderung er Träger gebraucht hätte...

In Anbetracht meines dick verbundenen linken Beines legte ich den Weg nach Kwakinjembe auf einem Maultier zurück, das aus der Beute von Jassin stammte. Hinter mir zog eine stattliche Safari einher. Sie bestand aus sechsundzwanzig Askari mit vier Ombascha — das sind Unteroffiziere — und einem Sanitätssergeanten. Der Abteilung folgten außer meinen sechs persönlichen Trägern, die ich schon von Taveta mitgebracht hatte, noch sechsunddreißig weitere, die zwei Maschinengewehre und eine Anzahl Munitionskisten und Proviantlasten trugen. Hinter diesen in langer, geordneter Einzelreihe marschierenden dreiundsiebzig Mann zottelte noch ein wilder Haufe von Weibern her — Weiber, die mit den Askari mehr oder weniger ernsthaft verheiratet waren — samt einigen Kindern und einer Anzahl von jungen Burschen, die den gänzlich unverehelichten schwarzen Soldaten als Boys und Köche dienten. Die Kopfzahl dieser Nachhut schwankte beständig, da die Streitereien innerhalb der Gesellschaft niemals aufhörten, immer wieder urplötzlich irgendwelche Weiber oder Bedienstete davonliefen und ebenso urplötzlich durch andere ersetzt wurden, die auf rätselhafte Weise unterwegs auftauchten und sich dazugesellten. Die ganze Kolonne bestand somit aus weit über hundert Menschen und war fast einen Kilometer lang.

Während der ersten drei Marschstunden kamen wir durch fruchtbares Küstenland und passierten noch eine Reihe kleiner Dörfer, in den letzten fünf aber zogen wir nur noch über einsame, öde Steppe, die — wie überhaupt jedes unbewohnte Land — von den Eingeborenen *Pori* genannt wird.

Es war ein besonders schöner, stiller Abend, als wir uns unserem Ziele näherten. Unter dem blauen Himmelsgewölbe segelten ein paar kleine weiße Wölkchen mit zerzupften, goldigroten Rändern in die friedvolle Unendlichkeit hinaus; in leuch-

tendem Feuerrot erstrahlte der westliche Horizont; tief und voll köstlicher Reinheit klang der Ruf eines Orgelwürgers durch die schwermütige Abendstille. Schweigend und wegmüde zog meine Safari hinter mir her. Endlich machte der kaum erkennbare, nur fußbreite Buschpfad die letzte Biegung, und in rosigem Dämmerlicht standen die auf einem Hügel erbauten, von wilden Palmen überschatteten Hütten des Postens vor uns — ich war an dem Ort angekommen, wo ich mich, auf viele Jahre hinaus, noch ein paar kurze Monate lang wohl und heimisch fühlen sollte.

Der unter der Türe stehende Kamerad von der Einundzwanzigsten, den ich abzulösen hatte, kam mir bekannt vor, und beim Nähertreten erkannte ich in ihm Dr. Menzel, meinen Hausgenossen bei der Vierten Schützenkompanie, der inzwischen zum Feldwebel avanciert war. Als ich, um zuallererst das Dienstliche in der vorgeschriebenen Form zu erledigen, meine Truppe vor ihm aufgebaut hatte, trat er plötzlich auf einen Askari zu, einen riesengroßen kohlschwarzen Msegeju, zeigte auf dessen tadellose braune Schnürschuhe und fragte lachend: „*Amefaa*, Askari? — Passen Sie?"

„*Ndio, Bwana Fedfeffi* — Jawohl, Herr Feldwebel", antwortete der Mann mit brüllender Stimme und breitmäuligem Grinsen. Ich guckte sehr verwundert drein, aber beim gemeinsamen Abendessen erfuhr ich dann von Menzel die phantastische und für die Wesensart der Askari so typische Geschichte dieser Schuhe: In der Schlacht von Tanga war bei einem sprungweisen Vorgehen unserer Leute jener Msegeju plötzlich mit einem Schenkelschuß vor Menzel zusammengebrochen. Er kam dabei zu Füßen eines gefallenen indischen Offiziers zu liegen, und während Menzel ihm rasch einen Notverband anlegte, packte der Kerl mit einem Male das Bein des toten Offiziers, hob es hoch, stemmte seine eigene Stiefelsohle gegen die des Gefallenen, fand die Größe passend und begann mit affenartiger Geschwindigkeit dem Inder die Schuhe auszuziehen, die er dann gegen seine eigenen schäbigen Trittlinge austauschte. Und das alles, während ihm, mitten in schwerem feindlichem

Feuer, ein Oberschenkelschuß verbunden wurde! Der Neger im allgemeinen — und der Askari noch im besonderen — ist von ausgeprägt materialistischer Denkungsart und gänzlich frei von jedwelcher Sentimentalität. Infolge der Verrohung und Verwilderung, die sich im Verlauf eines jeden Krieges zeigen, die aber bei diesem in Afrika und von Afrikanern geführten besonders zutage traten, sollten wir beide noch weit handfestere Beispiele dieser Denkungsart erleben.

„Nun berichten Sie mir zuerst einmal, wie es jetzt mit der «Roten Spionage» steht, *Bwana* Heye!" forderte Menzel mich auf, während ein leises Lächeln über sein blasses Gesicht glitt. „Hernach möchte ich gerne eine authentische Darstellung Ihrer Abenteuer mit dem grimmen Leuen auf Posten Mtangata hören. Wenn bloß die Hälfte wahr ist von dem, was überall darüber erzählt wird, dann müßte das Haar auf Ihrem Haupte eigentlich weiß geworden sein. Wie ich jedoch sehe, ist es immer noch dunkel, und es hat auch nichts von seiner üppigen Fülle eingebüßt."

Als Antwort auf die erste Frage begnügte ich mich mit einem Schulterzucken und der kurzen Feststellung, daß es auch bei meiner neuen Formation einige Herren gab, die mich mit mißtrauischen Augen betrachteten und ersichtlich Wert darauf legten, Distanz zu wahren. „Und was jenen gottverdammten Simba betrifft, *Bwana* Menzel, so bitte ich Sie, mich zu dispensieren. Ich habe die Geschichte schon so oft erzählen müssen, daß sie mir, wie man bei Ihnen daheim sagt, «zum Krawatterl raushängt». Wenn ich sie wirklich noch einmal wiederholen muß, werde ich sie, nach dem Muster jener amerikanischen Löwenanekdote, mit den Worten schließen: « .... ja, und dann hat er mich eben gepackt und aufgefressen»!"

Er nickte lächelnd. „Das kann ich vollauf verstehen. Meine Frage hatte aber einen besonderen Grund. Ich habe nämlich, offen gestanden, scheußliche Angst vor Löwen. Bei dem prachtvollen Wildbestand der hiesigen Gegend gibt es natürlich auch hier eine ganze Menge. Und ich will Ihnen auch verraten, worauf diese Angst beruht. Aber bitte, lachen Sie nicht! In Wien hat

mir nämlich einmal — ich war damals noch Gymnasiast — eine weissagende Zigeunerin geraten, mich vor gelben Tieren in acht zu nehmen!"

Es war gegen Ende Januar 1915, als diese Worte in Kwakinjembe fielen... An einem der letzten Apriltage des Jahres 1926 blätterte ich, im Café Groppi in Kairo sitzend, in einer soeben gekauften Nummer der „Egyptian Gazette", als ich folgende Notiz las: „Wie aus Lialui, Nord Rhodesia, berichtet wird, ist dort ein auf der Durchreise befindlicher Europäer namens Menzel von einem Löwen schwer verletzt worden." — Wenn es sich, was ich nicht festzustellen vermochte, bei diesem Verletzten tatsächlich um meinen Kriegskameraden Dr. Menzel gehandelt hat, so könnte man fast abergläubisch werden. —

Am nächsten Morgen brach Menzel nach Majoreni zu seiner Kompanie auf. Ich richtete mich in meiner neuen Behausung ein und besah mir Land und Leute ringsum. In der unweit vom Posten gelegenen Siedlung Kwakinjembe — der Name bedeutet „Mit der kleinen Feldhacke" — gab es wahrhaftig wieder Leute. Und zwar waren es evakuierte Wakamba, die ihren englischen Herren ausgerückt und in ihr altes Nest zurückgekehrt waren. Ihr *Jumbe*, ein langer, knochiger Kerl mit einem verschmitzten Fuchsgesicht, der nur ein Ohr und einen Körpergeruch wie ein Wiedehopf hatte, stattete mir am Nachmittag einen Höflichkeitsbesuch ab, wobei er als Willkommensgeschenk einen Korb voll — Krokodileier mitbrachte!

Ich betrachtete diese absonderliche Gabe ein bißchen verblüfft. Auf meine Frage, was ich denn damit machen sollte, antwortete er ernsthaft: „Ich weiß es auch nicht, *Bwana*. Aber ich hatte nichts anderes und wollte doch irgend etwas bringen. Wenn du sie etwa ausbrüten läßt, so bitte ich dich, die Jungen nicht hier bei uns in den Fluß zu setzen, sondern weiter oben, wo die schlechten Hunde, die Wataita, wohnen. Wir haben nämlich schon genug Krokodile hier. Wenn du durch den Fluß watest, mußt du dich sehr vorsehen, *Bwana!* Manch einer von unseren Leuten ist bereits gefressen worden. Auch eine *Daua*, eine Zaubermedizin, die ein alter, berühmter Massai-Zauberdoktor einmal gegen sie gemacht und uns für drei Ziegen verkauft hat, war zu nichts nütze. Denn der *Mganga* ist eine Woche darauf selber von den Krokodilen gefressen worden. Eine der drei Ziegen hatte er aber leider schon vorher verzehrt."

Aus diesen Worten entnahm ich, daß der *Jumbe* von Kwakinjembe ein Gemütsmensch war; demnach war ihm auch zuzutrauen, was Menzel am vorangegangenen Abend mir gegenüber als Möglichkeit angedeutet hatte: daß der alte Fuchs samt seiner Sippe nicht aus eigenen Stücken, sondern auf Befehl der Engländer hierher zurückgekehrt war, um ein bißchen Spionage zu treiben. Nachdenklich folgte ich mit dem Blick der langen Gestalt, die, lässig die Wurfkeule schwingend, den Hügel hinunterpendelte. Als Abschluß meiner Denkübung rief ich den Namen Na'ungo zur Trägerbaracke hinüber.

Na'ungo war einer meiner alten Träger, seiner Abkunft nach ein Mkamba. Bei dieser Gelegenheit möchte ich kurz bemerken, daß in der Suahelisprache, die zu einer Art Esperanto unter den Hunderten von Stammessprachen Äquatorialafrikas geworden ist, die Vorsilbe „M" immer die Einzahl, die Vorsilbe „Wa" die Mehrzahl bedeutet. Das vorgesetzte „Ki" bedeutet Sprache, Sitte und Art. Ein Msuaheli gehört also zum Stamme der Wasuaheli und spricht Kisuaheli.

Na'ungo, ein schon älterer und trotz seiner Stammeszugehörigkeit — die Wakamba stehen im allgemeinen in keinem guten Rufe — sehr zuverlässiger Mann, trat mit einem dienstbereiten „*Tayari, Bwana*" auf die Veranda.

„Sage, Na'ungo", hub ich vorsichtig an, „hast du unter der Sippe der Wakamba hier Bekannte oder Verwandte?"

„Nein, *Bwana*."

„Sage weiter: Möchtest du, daß eines Morgens plötzlich englische Askari von allen Seiten hier hereinstürmen — und auch dich totschießen?"

„*Lo, Bwana*, wie könnte ich das wollen!"

„Gut, das möchtest du also nicht. Möchtest du aber, nachdem du mir jetzt ein halbes Jahr treu gedient hast, einmal vierzehn Tage Urlaub nach Tanga haben, dennoch deinen vollen

Monatslohn bekommen und ein *Bakschischi* von zwanzig Rupien noch dazu?"

„*Ndio, Bwana*, das möchte ich sehr gern!"

„So höre!" fuhr ich fort. „Unterhalte dich mit diesen Wakamba und befreunde dich so sehr wie möglich mit ihnen! Geh abends in ihr Dorf, kauf dir Bier und laß jeden mittrinken, der nur will. Hier hast du zwei Rupien zu diesem Zweck! Dann sage den Leuten, ganz leise und heimlich, daß ich ein sehr böser Mensch bin, und daß du demnächst von mir weglaufen und zu den Engländern gehen würdest. Den Engländern aber würdest du sagen, daß sie hierher kommen und mich töten sollen. Du würdest sie bei Nacht so führen, daß unsere Wachen nichts von ihnen sehen oder hören könnten. Wenn du dies alles den Wakamba gesagt hast, dann merke dir gut, was sie darauf antworten, und wiederhole es dann mir. All das sollst du tun, damit wir erfahren, ob diese Leute etwa selber etwas Ähnliches beabsichtigen. Hast du mich gut verstanden?"

Der Träger legte sein schwarzes Gesicht in schwere Denkfalten und brachte schließlich zögernd heraus: „Ja, *Bwana*, ich habe alles verstanden, aber sage mir doch lieber alles noch einmal!"

Geduldig wiederholte ich meine Worte; er dachte abermals angestrengt nach und erklärte schließlich: „Jetzt habe ich alles gut verstanden, *Bwana*. Der *Jumbe* hat das Gesicht eines Hasen *), und ich glaube wohl, daß er so etwas im Sinn haben könnte. Aber..."

„Was aber?" fragte ich ermunternd.

„Wenn er und seine Leute dennoch nichts Böses planen, und ich berichte dir das — bekomme ich dann keinen Urlaub und kein *Bakschischi*?"

„Doch, du erhältst beides, was du mir auch berichten magst. Aber du mußt wissen, daß ich es bald herausfinden würde, wenn du mich etwa belügst. Dann würde ich dich in Ketten legen und dich mit einem Briefe zum *Bwana* Hauptmann in Jassin bringen lassen, und dort würde es keine ganze Stunde dauern, bis droben im Wipfel einer Palme die Vögel anfangen, dir die Augen auszuhacken! Denke immer an die Vögel, Na'ungo! Bei jedem Wort, das du mir erzählst!"

„Ich werde an die Vögel denken, *Bwana!*" antwortete er schlicht und ging an seine Arbeit zurück.

Der Auftrag, den ich ihm gegeben hatte, war — wie sich bald herausstellen sollte — einer der wenigen gescheiten Einfälle meines Lebens gewesen.

Nachdem am ersten Tage der Wachtdienst sowie der sonstige Dienst eingeteilt, die Maschinengewehre eingebaut, das Schußfeld drunten am Flusse noch besser freigeschlagen und die Entfernungen genau ausgemessen waren, ging ich unverzüglich an die zweite, sehr dringliche Aufgabe, die mir hier oblag: an den Bau einer Telephon-Zweigleitung bis zu der fünfzehn Kilometer entfernten Stelle, wo die Hauptleitung Jassin-Majoreni vorbeiführte.

Diese an sich recht einfache Arbeit — aus der allerdings eine Aufgabe werden sollte, bei der man graue Haare kriegen konnte — war der Hauptgrund gewesen, warum gerade ich mit dem vielbegehrten „Druckposten" Kwakinjembe betraut worden war, denn keiner der anderen Unteroffiziere hatte eine Ahnung, wie man eine Fernsprechleitung installiert. Ich verstand zwar etwas von Elektrotechnik — meine Kenntnisse stammten von meinem Aufenthalt in Amerika und später in Ägypten —, war aber wohlweislich nicht vorgetreten, als unser Kompaniefeldwebel nach Sachverständigen auf diesem Gebiet gefragt hatte. Mit Rücksicht auf meine schwierige Stellung unter den Kameraden hatte ich mich nicht der Gefahr einer Zurückweisung aussetzen wollen. Der einzige, der rückhaltlos zu mir hielt und jedem Gerede über mich immer wieder scharf entgegentrat, war Dabelsteen, mein Freund und ehemaliger Kamerad von der Vierten, den ich zu meiner Herzensfreude hier bei der Fünfzehnten wiedergetroffen hatte. Er war inzwischen zum Feldwebel aufgerückt und *Bwana ya Wapagazi*, der Herr der Träger, bei unserer Kompanie geworden. Als er hörte, daß für Kwakinjembe

*) In den afrikanischen Tierfabeln spielt nicht wie bei uns Reineke Fuchs, sondern Lampe, der Hase, die Rolle des Schelmes.

ein Mann gesucht wurde, der etwas von Elektrotechnik verstand, ging er, ohne mir vorher etwas zu sagen, zu unserem Kompanieführer, Hauptmann Kempner, mit dem er dann eine längere Unterredung hatte. In ihrem Verlauf muß er mich in den höchsten Tönen gepriesen haben, denn am Abend, nach Dienstschluß, ließ der Hauptmann mich zu sich kommen und fühlte mir ganz behutsam und nebenbei auf diesen und jenen Zahn. Nach einem zweistündigen, höchst anregenden Gespräch wurde er jählings wieder dienstlich und gab mir mit knappen Worten den Befehl, am andern Morgen nach Kwakinjembe abzumarschieren und den dortigen Posten zu übernehmen. Ich freute mich natürlich unbändig, als ich das hörte, fast noch mehr aber freute ich mich darüber, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, in unserem Kompanieführer einen Menschen von seltener Vornehmheit der Gesinnung und ganz ungewöhnlicher Weite des geistigen Horizonts kennenzulernen. Dieser auch als Soldat hervorragende Vertreter des Deutschtums hat ebenfalls zu den Wenigen gehört, die an der schier übermenschlichen Leistung des ostafrikanischen Feldzugs bis zum letzten Tage beteiligt waren.

Die Anlage der Fernsprechleitung erforderte nicht viel mehr als eine Woche Zeit. Das Gelände bestand zum größten Teile aus offener Grassteppe, auf der das Setzen der Stangen rasch vorwärtsging. In Ermangelung von Isolatoren wurden leere Whiskyflaschen, die es zur Genüge gab, auf die Stangen gesteckt; die Leitung selbst bestand aus erbeutetem englischem Kabeldraht. Schwierigkeiten boten nur die im Zuge der Leitung liegenden Zungen von Busch- oder Baumsteppe. Um allzu dicke Bäume mußte ich die Leitung herumführen, aber auch die dünnstämmigen machten meinen Leuten noch gehörig zu schaffen. Da die Kompanie keine Beile und Sägen besaß, hatte sie mich nur mit Buschmessern ausgerüstet, die das Universalinstrument Afrikas und ein von Europa eingeführter Massenartikel sind. Da sie als solcher billig sein müssen, bestehen sie nicht aus Stahl, sondern aus Eisen und sind daher sehr weich; das Holz der Steppenbäume dagegen ist durchweg außerordentlich hart und

zäh. Wenn ein Mann fünf Minuten gehauen hatte, brauchte er mindestens zehn Minuten, um sein Messer zu dengeln und zu wetzen. Im Hinblick auf das rasche Wachstum in den Tropen mußten aber alle Äste und Zweige in der Nähe der Leitung abgehauen und vor allem alle Schlingpflanzen rings um die Stangen sorgfältig ausgerottet werden.

Nachdem ich endlich das Drahtende an die Hauptleitung angeschlossen hatte, ritt ich erleichtert nach Hause, läutete die Kompanie an und meldete die Fertigstellung des Werkes. Darauf ging ich zu Bett, froh, dieser langweiligen Bauerei ledig zu sein und nunmehr Zeit zu haben, die weitere Umgebung meines Postens kennenzulernen.

Als ich aber am nächsten Morgen die Augen aufschlug, stand Fundi mit einer wenig erfreulichen Meldung neben meinem Bett. Er berichtete mir, daß soeben ein Mann aus dem Dorfe gekommen sei, der am Abend vorher draußen in der Steppe ein kleines Rudel Giraffen gejagt habe — nach Wakamba-Art natürlich mit Giftpfeilen. Er habe die Giraffen gefehlt, sie seien flüchtig geworden, und eine sei dabei mit dem Hals gegen den *Simu*, den Draht, gestoßen und habe ihn zerrissen.

Ich läutete daraufhin sofort an, um mich von der Richtigkeit dieser Nachricht zu überzeugen, doch leider stimmte sie: alles blieb still und tot in der Leitung. So zog ich fluchend los, um den Schaden zu beheben. Gegen Mittag war die Leitung wieder in Ordnung. Daheim angelangt, läutete ich versuchsweise die Kompanie an, worauf sich der Feldwebel meldete und in streng dienstlichem Tone zu wissen heischte, warum die „Strippe“ heute früh schon nicht mehr funktioniert habe. Ich hätte dem Herrn Hauptmann doch gesagt, daß ich mich auf die Anlage von Telephonleitungen verstünde! Im übrigen solle ich sogleich alle verfügbaren Träger samt einigen zuverlässigen Askari mit gefüllten Wasserkalebassen etwa einen halben Tagesmarsch weit in Richtung des Ramisiflusses schicken, damit sie dort nach einigen Leuten von uns Ausschau hielten. Ein Läufer habe der Kompanie die Meldung gebracht, daß eine unserer Patrouillen in einen feindlichen Hinterhalt gefallen und zersprengt worden

sei. Die Leute hätten dabei auch ihren Wasservorrat eingebüßt.

Ich tat, wie befohlen, doch die Rettungsmannschaft hatte den Fluß noch nicht gekreuzt, als die Wache auf dem Hügel bereits meldete, daß sich von jenseits ein paar Menschen dem Posten näherten. Es waren zwei zu Tode erschöpfte Askari; sie berichteten, daß ein verwundeter Kamerad und zwei Träger ein Stück weiter zurück am Wege liegengeblieben seien. Vom Schicksal des Leutnants, der die Patrouille geführt hatte, und dem der andern Askari und Träger wußten sie nichts. Drei oder vier Mann seien jedenfalls tot oder schwerverwundet am Schauplatz des Überfalls zurückgeblieben.

Ich meldete ihr Eintreffen und ihre Aussagen sogleich der Kompanie. Als aber dann am Nachmittag auch die Zurückgebliebenen hereingeholt worden waren und ich daraufhin abermals den Hörer abhob, rührte sich schon wieder nichts mehr in der Leitung. Erst am nächsten Vormittag fand ich heraus, daß nahe der Hauptlinie zwei von meinen Stangen am Boden lagen. Welcher vierbeinige Schuft sie umgeworfen hatte, war bei der Unmenge von Wildspuren nicht zu erkunden. Ich flickte den Draht wiederum und bekam daraufhin nochmals einen Anpfiff vom Feldwebel, gegen den ich nunmehr allerdings kräftig aufmuckte.

Nach diesen Erfahrungen richtete ich einen täglichen Abgehdienst längs der Leitung ein, und einige Tage lang ging alles gut. Bis eines Mittags der Mann aus dem Dorfe mit der Botschaft kam, daß Hundsaffen die „Isolatoren“ von acht Stangen gestohlen hätten. Worauf ich wiederum hinausmarschierte, neue Flaschen aufsetzte und alle zusammen, so gut es ging, mit Draht befestigte. Aber bald danach hatten wilde Schweine einige der Stangen durchgescheuert, und abermals nach kurzer Zeit geriet eines Nachts eine Herde Elefanten in meine Leitung und stampfte sie auf gut drei Kilometer Länge in Grund und Boden. Die niederträchtigen Rüsseltiere hatten sogar — wie ich damals annahm — erhebliche Längen des Drahtes einfach mitgenommen, denn der Draht war nirgends zu finden. Und wieder ein

paar Wochen später waren mehrere Dutzend Stangen durch Termiten von innen ausgehöhlt worden, die äußeren Krusten schließlich zu einem Häufchen Staub zusammengesunken, und dadurch war der Draht natürlich abermals an mehreren Stellen gerissen.

Ich glaube wirklich, daß ich meine ersten grauen Haare der Fernsprechleitung von Kwakinjembe zu verdanken habe...

SIEBENTES KAPITEL

Spionage und Gegenspionage – Ein betriebsamer junger Mann, ein jäher Entschluß und eine Grabschändung – Ich rieche «dicke Luft» – Ein knappes Entwischen – Mariani, der Kannibale – Bethschausch Mechmed – „Wir werden ihnen eine Falle stellen!“ – Gefecht im Dunkeln – „Sie haben einen guten Mann begraben ...“

Etwa sechs Wochen nachdem ich den Posten übernommen hatte, erschien eines Morgens mein „Geheimagent“ Na'ungo vor meiner Veranda und begehrte ein *Schauri* mit mir zu machen — das bedeutet Unterredung, Unterhaltung und auch Gerichtsverhandlung. Seinem mit einer Unmenge überflüssiger Einzelheiten gespickten Bericht entnahm ich schließlich als wesentliche Tatsache, daß er in der vergangenen Nacht, nachdem er mit ein paarDorfbewohnern eine ausgedehnte Sitzung bei einem Krug *Pombe* verbracht hatte, auf dem Heimweg dem Sohne des *Jumbe*, einem noch jungen Burschen, begegnet war. Auf Na'ungos Frage, wo er denn herkäme, hatte jener geantwortet: „Von der Jagd.“ Worauf Na'ungo sich erkundigte, in welcher Gegend er gejagt und ob er etwas erlegt hätte. Die Antwort war: „Nein, nichts. Obwohl ich den ganzen Tag unterwegs war und beinahe bis Majoreni alles abgesucht habe.“ Nach ein paar weiteren gleichgültigen Worten hatten sie sich getrennt, der Junge war dem Dorfe und Na'ungo dem Posten zugegangen. Jedoch nur zum Schein, denn es war ihm aufgefallen, daß der Fellschurz des Burschen dunkel ausgesehen und nicht, wie sonst, bei jeder Bewegung seines Trägers geknistert hatte, und daß ferner aus seinem Pfeilköcher Wasser getropft war. Der Junge mußte demnach soeben durch den Fluß geschwommen sein. Folglich war er nicht in der Gegend von Majoreni, d. h. auf unserer Seite, sondern drüben im Niemandsland gewesen, dessen Betreten den Eingeborenen streng verboten war!

In der Hoffnung, vielleicht etwas von dem erlauschen zu können, was der Bursche daheim mit seinem Vater sprach, war

Na'ungo ihm leise gefolgt und hatte sich hinter dem Hause des *Jumbe* versteckt. Doch es war ihm nicht gelungen, irgend etwas deutlich zu verstehen. Das *Schauri* drinnen hatte gut zwei Stunden gedauert, und Na'ungo wollte gerade das Lauschen aufgeben, als die Türe geöffnet wurde und der Junge zusammen mit einem andern Manne wieder heraustrat. Na'ungo war ihnen nachgeschlichen; die beiden waren in weitem Bogen um den Posten herum und dann noch ungefähr einen Kilometer flußaufwärts gegangen. Dort hatten sie einen im Gebüsch versteckten Einbaum hervorgezogen und darin den Fluß gekreuzt. Nach wenigen Minuten war der andere Mann allein zurückgekommen, hatte das Boot mit schwerer Mühe in sein Versteck zurückgeschafft und war dann, gefolgt von meinem unermüdlichen Späher, wieder heim in sein Dorf gegangen.

Ich dachte eine Weile über das Gehörte nach. Die Tatsache, daß niemals einer der Wakamba zu mir gekommen war und mir etwas von den verräterischen Absichten hinterbracht hatte, die mein Träger ihnen schon bei manch einem Topf *Pombe* anvertraut hatte, ließ bereits allerlei Folgerungen zu. Nach dem soeben erhaltenen Bericht aber war überhaupt kein Zweifel mehr möglich.

Schließlich sprang ich auf. „Du bist ein guter Mann, Na'ungo. Du sollst erhalten, was ich dir versprochen habe, und noch etwas darüber. Warte draußen!“ sagte ich, während ich mit dem jähen Gedanken: Wenn die verflixte Leitung bloß nicht gerade wieder kaputt ist! den Telephonhörer abhob.

Doch die Leitung war in Ordnung — der Feldwebel meldete sich, und mit kurzen Worten unterrichtete ich ihn über die Sachlage.

„Eine schöne Schweinerei! Saudumm, daß der Hauptmann gerade zu einer Besichtigung nach Mtotohovu unterwegs ist! Ich schicke ihm die Meldung nach, er wird Ihnen dann wohl noch persönlich Instruktionen erteilen. Gebrauchen Sie unterdessen Ihren eigenen Kopf, und tun Sie, was Sie für richtig halten!“ war seine Antwort.

Nach einer Minute Denkarbeit glaubte ich zu erkennen, was

das Richtige war, und nach ein paar weiteren Minuten war schon alles im Gange. Als erstes schickte ich zwei Ombascha mit je drei Askari und einigen intelligenten Trägern über den Fluß, um auf den beiden vom Ramisifluß nach Kwakinjembe führenden Pfaden vorzudringen und mir die etwaige Annäherung englischer Abteilungen zu melden. Nebenbei sollten sie natürlich nach dem betriebsamen Sprößling des *Jumbe* fahnden, sowenig Aussicht auch bestand, seiner jetzt noch habhaft zu werden. Eine dritte kleine Patrouille unter Führung des unbezahlbaren Na'ungo hatte sich im Laufschritt flußaufwärts zu begeben, den versteckten Einbaum ins Wasser zu setzen und ihn bis zum Posten herunterzubringen. Den Rest der Besatzung, Askari und Träger zusammen — mit Ausnahme der beiden ständigen Wachen am Flusse —, halbierte ich. Die eine Gruppe, unter Führung des ältesten Ombascha, bekam den Auftrag, das Dorf von Norden her einzukreisen, mit der andern Hälfte unternahm ich selbst das gleiche von Süden her. Fundi wurde damit betraut, etwaige Telephonmeldungen entgegenzunehmen und sie mir durch seine „Frau", die er sich vor einiger Zeit plötzlich zugelegt hatte, überbringen zu lassen.

Der Überfall des Dorfes klappte ausgezeichnet; er war meinen in jeder Hinsicht schwarzen Wakamba-Schäflein vollständig überraschend gekommen. Als ich sie überzählte, fehlte mir außer dem leichtfüßigen *Jumbe*-Sohn kein einziges. Ein altes Weib mit einer Feldhacke, das anscheinend im letzten Augenblick etwas gemerkt hatte, und, gackernd wie ein erschrecktes Huhn, plötzlich um die Ecke des *Jumbe*-Hauses herumgeschossen kam, lief mir, da ich gerade von der andern Seite erschien, direkt in die Arme. Selbstverständlich wußte weder das Oberhaupt der Gemeinde noch eines ihrer Mitglieder irgend etwas von einer verbotenen Verbindung mit unserem Feinde, ihren ehemaligen Herren. Sie hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß sich ein Stückchen flußaufwärts ein Einbaum befand, und Vater *Jumbe* zeigte sich sehr besorgt über den Verbleib seines ältesten Sohnes, der schon seit dem Morgen des vorhergehenden Tages „auf der Jagd in der Gegend von Majoreni" war...

Nachdem der *Jumbe* als letzter der Gemeinde mit gefesselten Händen — vorsichtshalber war ihm noch eine Strickschlinge um den Hals gelegt worden, die ein Askari „zugbereit" in der Hand hielt — den Weg zum Posten angetreten hatte, stand ich mit dem Ombascha Mariani, von dem noch häufig die Rede sein wird, nachdenklich auf der Veranda des *Jumbe*-Hauses. Ich wunderte mich, daß die Durchsuchung der Hütten nicht das geringste Belastungsmaterial zutage gefördert hatte. Da sagte Mariani: „*Bwana*, weißt du, ob in letzter Zeit jemand von der Familie des «alten Hasen» gestorben ist?"

„Nein, niemand! Warum?"

„Weil dieses Grab hier höchstens ein paar Wochen alt sein kann", erwiderte er und stieß mit dem Fuße gegen ein kleines, kaum fußhohes Bauwerk, eine sogenannte „Geisterhütte". In solchen Hütten werden Opfergaben niedergelegt für die Seele des Toten, der darunter begraben ist.

Ich sagte nur: „Aha..." Dann begannen wir beide mit Hilfe der Seitengewehre emsig zu graben. Diese Tätigkeit hatte das erwartete Ergebnis: wir fanden keinen verwesenden Leichnam, statt dessen aber ungefähr vierzig Meter zusammengerollten Telephondraht — die gleiche Länge, die damals nach dem Elefanteneinbruch gefehlt hatte — sowie ein Paket mit roten Leuchtraketen englischer Herkunft!

Um die Zeit bis zum Empfang der angekündigten Instruktionen auszufüllen, setzte ich daheim einen schriftlichen Bericht an die Kompanie auf. Endlich läutete es, Hauptmann Kempner war am Apparat. Schweigend hörte er sich alles an und unterbrach mich erst, als ich die schriftliche Meldung erwähnte. „Schieben Sie das bis später auf. Nehmen Sie ein paar Mann mit und gehen Sie selber sofort auf eine Erkundungspatrouille in der Richtung auf Ferry am Ramisi zu. Aber nur so weit, daß Sie bei Einbruch der Dunkelheit wieder in Kwakinjembe zurück sind. Denn das Ganze kann nur darauf angelegt gewesen sein, Ihren Posten einmal bei Nacht unvermutet auszuheben. Sorgen Sie aber dafür, daß währenddem nicht etwa die Gefangenen entwischen!

Von hier aus sind schon zwanzig Mann zu Ihnen unterwegs, um die Galgenvögel abzuholen. — Das wäre vorläufig alles. Gehen Sie also sofort los!"

Mit einem „Zu Befehl, Herr Hauptmann" hing ich ab.

Nachdem ich die „Galgenvögel", das heißt alle Erwachsenen männlichen Geschlechts — denn es war wohl nicht anzunehmen, daß diese Bezeichnung sich auch auf die Frauen und Kinder bezog — mittels aller verfügbaren Stricke in der Trägerhütte hatte anbinden lassen und in ihrer Gegenwart den beiden Askariposten den lauten Befehl erteilt hatte, jeden, der einen Fluchtversuch machte, zu erschießen, machte ich mich mit dem Ombascha Mariani, drei Askari und drei Trägern auf den befohlenen Erkundungsmarsch ins Niemandsland. Wir marschierten sehr rasch, doch erblickten wir nur Tiere; die einzigen menschlichen Wesen, denen wir auf dem Wege durch die heiße, stille Buschsteppe begegneten, waren die Leute, die ich schon am frühen Morgen hinübergeschickt hatte. Von dem Sohne des „Hasengesichts" hatten sie nichts gesehen; sie waren nicht einmal auf eine Fußspur von ihm gestoßen. Gerade dieser Umstand aber gab mir zu denken, denn daß der Junge nicht einen der beiden Pfade benutzt haben, sondern mitten durch die teilweise wildverwachsenen Dornendickichte gegangen sein sollte, war äußerst unwahrscheinlich. Wenn sein Ziel demnach gar nicht die Stellungen der Engländer am Ramisi gewesen war, so blieb nur die Annahme übrig, daß die Engländer sich schon irgendwo im Niemandsland befanden!

Es war nachmittags gegen drei, als ich die zweite meiner Patrouillen traf, die mir ebenfalls negativen Bericht erstattete. Ich hätte noch ein paar Kilometer weitergehen und dennoch vor Abend wieder daheim sein können, doch ich wurde mit einem Male von beklemmender Unruhe ergriffen; irgendwie spürte ich „dicke Luft".

„Kommt!" befahl ich und ging auf einen Termitenbau zu, der brennendrot aus dem bleichen Dornbuschdickicht leuchtete. Von der Spitze dieses burgruinenhaften, fast zwei Meter hohen Gebildes hielt ich Ausschau. Doch ringsum war nichts zu sehen

und zu hören; in sengender Hitze und in wahres Todesschweigen versunken brütete die weite Einöde.

„Wir gehen von hier zurück nach Kwakinjembe, denn ich glaube, daß englische Soldaten hier in der Gegend sind, die uns heute nacht überfallen wollen", sagte ich erklärend.

„Ich glaube es auch, *Bwana*", erwiderte Mariani und warf mir einen verstehenden Blick aus seinen dunklen Raubtieraugen zu. Dann zeigte er auf einen besonders hohen, etwas entfernten Termitenhügel, auf dem ein abgestorbener Baum stand. „Von jenem Baume muß noch bessere Aussicht sein, *Bwana*. Soll ich einmal hinaufsteigen?"

Ich nickte; er verschwand zwischen den Büschen, tauchte dann drüben auf dem Hügel wieder auf und begann an dem dürren Stamm emporzuklettern. Ich folgte ihm mit dem Blick, zuckte aber erschreckt zusammen, als er plötzlich losließ und, wie mir schien, rücklings hinunterstürzte. Als ich hinüberlief, hörte ich jedoch gleich darauf seine leisen, eiligen Schritte im Gebüsch und seinen halblauten Ruf: „*Adui tayari, Bwana* — Feind in Sicht!" Und wie zur Bestätigung seiner Worte rauschte und krachte es weiter rechts im Dickicht, Zebras und kleine Antilopen brachen in wilder Flucht heraus und fegten staubaufwirbelnd in die offene Steppe hinaus.

„Wo? Wie viele?" fragte ich und streifte den Gewehrriemen von der Schulter.

„Dort drüben bei dem Affenbrotbaum!" antwortete er keuchend und wies nach Süden — die Ankömmlinge befanden sich also zwischen mir und meinem Posten, die „dicke Luft" war da...

„Sie benützen den Pfad der Regenzeit", fuhr Mariani fort, „den Ombascha Meza vorhin mit seiner Patrouille heruntergekommen ist. Sie müssen ihn oder seine Fährten bemerkt haben. Ich habe zwei englische Offiziere gesehen, fünfzehn oder zwanzig indische Askari und dazwischen Träger mit Maschinengewehren. Aber weiter hinten kamen noch mehr."

„Haben sie dich erblickt?"

„Ich glaube nicht, *Bwana*, sonst hätten sie auf mich geschos-

sen", erwiderte er mit einem Grinsen, das seine spitzgefeilten Manjemazähne sehen ließ.

Es war bestimmt eine gegen Kwakinjembe ausgeschickte Abteilung, die mindestens fünfzig Mann stark sein mußte und mehrere Maschinengewehre mit sich führte. Mich ihnen mit meinen zwölf Askari entgegenzustellen — das war so gut wie aussichtslos — zumal ich die mit einigen tausend Mann besetzten englischen Feldstellungen am Ramisi im Rücken hatte. Wurde ich aber zurückgeschlagen oder selber verwundet, so kam ich nimmermehr rechtzeitig auf meinen Posten zurück, und dann fiel er — ungewarnt — mit seiner ganzen Besatzung den Angreifern in die Hände... Es waren weitläufige, aber blitzschnelle Erwägungen gewesen, die ich angestellt hatte. Warnend hob ich die Hand. „Leise, ganz leise! Zuerst die Träger! Dort auf den *Korongo* zu! Wartet drunten! Schnell!" Tiefgebückt huschten sie auf das Dunkelgrün am Rande der Regenwasserschlucht zu. Dann winkte ich den schußfertig knienden Askari zu, ihnen zu folgen. Ombascha Meza zögerte, schaute unschlüssig um sich und murmelte mit einem scheuen Blick auf mich: „*Lakini, Bwana*..."

„Na, was ist? Lauf los!"

„Der Träger Samli ist noch dort drüben. Er bringt einen Buschbock. Ich — äh — hatte ihn geschossen, kurz ehe wir dich trafen, *Bwana*. Wir hatten mittags kein Essen gehabt, und..."

„Oh, du gottverdammter Hund!" brach es aus mir heraus, und in heller Wut schlug ich ihm die geballte Faust ins Gesicht. „Dann hast du sie also mit deinem Geknalle herangelockt! Lauf jetzt, wir können nicht auf Samli warten!"

Ich hätte ihm, als er vor mir herhastete, am liebsten noch einen Tritt versetzt — immer und immer wieder war den Askari eingeschärft worden, vor der Front nur nach ausdrücklichem Befehl auf Wild zu schießen!

Es wurde ein Entkommen um Haaresbreite. Als ich, so geräuschlos wie möglich, den Steilrand der Schlucht hinabstieg, berührte mich der Askari unter mir am Fuße. „*Usikia, Bwana?* — Hörst du?" flüsterte er.

Durch die Stille drang von oben ein schwaches metallisches Klirren, dem ein halblautes scharfverweisendes Wort folgte — sie waren also schon ganz nahe! Binnen weniger Sekunden würden sie auf unsere Spuren stoßen, ihnen natürlich bis zum *Korongo* folgen und — hoffentlich — annehmen, daß wir darin aufwärts, nach Kwakinjembe zu, gelaufen waren. Also winkte ich meinen Leuten, gerade die umgekehrte Richtung, dem Ramisi zu, einzuschlagen.

So lautlos, wie es auf dem mit Geröll bedeckten Boden möglich war, hasteten wir dahin; allerdings bot dieser Boden den Vorteil, daß er kaum Spuren aufnahm. Zu meinem Schrecken verflachte sich aber die Schlucht ein paar hundert Meter weiter ganz bedenklich, um sich allmählich in einer ebenen, grasbedeckten Senke zu verlaufen. Mariani, der lautlos und geschmeidig wie ein Leopard seiner Urwaldheimat voraussprang, blieb stehen, äugte vorsichtig rundum und winkte uns dann zu folgen. Vorläufig waren wir hier noch durch einen Streifen Steppenwald nach hinten gedeckt; weiter draußen aber war auf gut dreihundert Meter alles offen. So ließ ich, während ich mit den Askari rückwärts in Anschlag ging, die Leute einen nach dem andern und tiefgebückt über die freie Fläche huschen. Es schien, als ob heute irgendein afrikanischer Götze seine schwarze Tatze schützend über uns hielt: denn gleich nachdem ich mit den letzten zwei Mann drüben angekommen war, brauste dröhnend eine gewaltige Herde von Gnus und Zebras, Wasserböcken und Thompsongazellen quer über unsere gut erkennbaren Spuren hinweg und verwischte sie; einige Minuten später schob sich zudem eine dunkle Wolkenwand über die schon tiefstehende Sonne.

Mit einem Schlage wurde die Luft nicht nur undurchsichtiger sondern auch kühler. Ein leichter Wind hatte sich erhoben. Nachdem wir eine hemmende, aber nur schmale Zunge von dichtem Dorngestrüpp überwunden hatten, lag vor uns offenes Grasland, das sich in weitem Bogen südwärts dehnte. Da kommandierte ich: „Laufschritt marsch, marsch!" und schlug, dem Saume des Buschlands folgend, nunmehr die Richtung nach Kwakinjembe ein. Abwechselnd zehn Minuten im Dauerlauf und zehn im Ge-

schwindmarsch — so strebten wir vorwärts, ohne irgend etwas von Verfolgern zu bemerken. Etwa anderthalb Stunden später sahen wir, beleuchtet von der durch eine Wolkenlücke brechenden Abendglut, die hochliegenden Hütten des Postens über dem schimmernden Bande des Umbaflusses stehen.

Meine Knie zitterten, als ich mich, tropfend von Schweiß, in dem bereitliegenden Einbaum niederkauerte. Na'ungo, der das Fahrzeug lenkte, berichtete mir, daß vor einer Stunde zwanzig Askari von Jassin eingetroffen seien, und daß alles in Ordnung sei — bis auf das Telephon! Das sei, wie Fundi ihm gesagt habe, wieder *kaputti!*

Ich murmelte ob dieser Kunde etwas vor mich hin, das ein Pfarrer nicht hätte hören dürfen. Ob diese neue Störung wirklich nur Zufall war? Gerade heute abend? Auf jeden Fall mußte ich nunmehr ganz nach eigenem Ermessen handeln.

Fundi, der mich am jenseitigen Ufer erwartete, teilte mir mit, daß *Bwana Fedfeffi* am späten Nachmittag noch einmal angeläutet und irgend etwas gefragt hatte. Er, Fundi, hatte nicht recht verstanden und zurückgefragt, doch da habe es in seinem Ohr auf einmal „Ping!" gemacht — „*na simu amekufa* — und der Draht war gestorben!"

Droben am Hause erklang ein Kommando, Askari wurden von einem schwarzen Vizefeldwebel mit barschen Worten in Reih und Glied gestupft. Als sie ausgerichtet standen, kam er mir auf leichtgekrümmten, dürren Beinen entgegen und meldete: „Bethschausch Mechmed mit zwanzig Mann zur Stelle, um Gefangene abzuholen."

Er gehörte zu jenen alten sudanesischen Soldaten, die schon unter Wißmann gedient und mit ihm die Kolonie erobert hatten. Dieser alte, vielerprobte Kämpe kam mir heute gerade recht!

„Es ist gut, Bethschausch. Ruf rasch alle Ombascha zusammen, und komm mit ihnen in mein Haus!" rief ich ihm zu, während ich auf mein in der Veranda aufgetragenes Abendessen, beziehungsweise Mittagsmahl, zuschoß. Eine gebratene Perlhuhnkeule in der einen und eine Tasse Kaffee in der andern Hand, erläuterte ich dann den versammelten Chargen in aller

Kürze die Lage. „Ich nehme an", fuhr ich fort, „daß der Sohn des *Jumbe* die Engländer zu der Stelle am Flusse führen wird, wo er den Einbaum vermutet. Sie werden darin einen Teil ihrer Leute über den Fluß setzen wollen, um uns von hinten anzugreifen. Doch wir werden ihnen eine Falle stellen! Bethschausch Mechmed, du gehst mit deinen Leuten auf unserem Ufer in Stellung, und zwar gegenüber jenem Platz, an den der Träger Na'ungo den Einbaum bringen wird. Wenn die Engländer kommen, werden sie nach dem Besitzer des Einbaums, der sie dort sicher erwarten sollte, suchen und rufen. Da er jedoch nicht kommen wird — denn ich habe ihn im Trägerhaus angebunden —, werden sie schließlich mit ein paar Mann selber herüberfahren. Ihr rührt euch nicht, bis sie mitten auf dem Flusse sind. Dann erst schießt ihr auf sie und auf die andern, die noch am gegenüberliegenden Ufer sind. Aber achte darauf, Bethschausch, daß keiner deiner Leute früher schießt oder ein Geräusch macht! Verstanden, Bethschausch?"

„Zu Befehl, ich habe verstanden, *Bwana!*"

„So geh; sage Na'ungo, daß er den Einbaum fortbringen soll, und folge ihm mit deinen Leuten am Ufer nach!"

Er salutierte und ging hinaus, und ich wandte mich nunmehr Ombascha Mariani zu. „Geh und wähle dir selber zehn Mann unter den Askari aus, von denen du weißt, daß sie gute Kämpfer sind! Kreuze mit ihnen den Fluß, dring ein Stück weit ins *Pori* ein, und verbirg dich, nicht weit vom Pfade, so daß du zwar alles zu sehen und zu hören vermagst, aber keiner dich und deine Leute entdecken kann! Wenn die Engländer an euch vorübergezogen sind, schleicht ihr ihnen nach, und wenn sie den Angriff auf den Posten begonnen haben, fallt ihr sie von hinten mit Bajonett und Buschmesser an! Du mußt selber wissen, was du zu tun hast, und wann die rechte Zeit gekommen ist. Hast du verstanden?"

Er sah mich nur schweigend an, klappte die Hacken zusammen und trat ab. Ich sah ihm nach, und fast taten mir die Leute leid, auf die ich dieses menschliche Raubtier losgelassen hatte. Er war ein Mjema, ein Kannibale aus dem Kongogebiet; ich

hatte ihn Anfang Januar auf zwei Kampfpatrouillen zum Ramisi mitgehabt — und kannte ihn!

Seit meiner Rückkehr von der Patrouille war kaum eine halbe Stunde vergangen. Als das letzte trübe Tageslicht erlosch, mußten die ausgesandten zwei Abteilungen bereits an ihren Bestimmungsorten angekommen sein. Nachdem ich, um ja keine Vorsicht außer acht zu lassen, noch einige Trägerwachen ober- und unterhalb des Flusses sowie rings um das verlassene Dorf aufgestellt hatte, besetzte ich mit meinen restlichen neunzehn Mann den Graben und die zwei Maschinengewehrstellungen vor dem Posten. Dann begann das, was ich während des ganzen Feldzugs stets als das Unerträglichste empfunden habe — das Warten auf den Feind.

Und er ließ uns warten in jener Nacht! Die Stunden schleppten sich hin, als wären sie mit Ketten beschwert. Manchmal blitzten einzelne Sterne zwischen den unablässig dahinziehenden schwarzen Wolkenmassen auf, dann hüllte wieder tiefe Finsternis alles ringsum ein. Nur das mattschimmernde Band des Flusses blieb ständig schwach erkennbar, und das leise, stete Murmeln der Wellen war der einzige Laut in der drückenden, spannunggeladenen Stille. Das waren die Stunden, in denen mir immer aufs neue das ganze Grauen, die ganze Sinnlosigkeit des Weltgeschehens mit drückender, fast zermalmender Wucht bewußt wurden.

Als Mitternacht vorbei war und sich immer noch nichts geregt hatte, neigte ich schon zu der Annahme, daß die Engländer den Angriff aufgegeben hatten. Vielleicht war ihnen der Träger Samli in die Hände gefallen, und sie hatten durch ihn erfahren, daß ich ihr Spionennest ausgehoben hatte und auf einen Angriff vorbereitet war — da fiel plötzlich ein Schuß, oberhalb im Flußtal! Ein zweiter... dritter... eine ganze Reihe dumpfkrachender Schüsse folgten... hellere, wie Peitschenknalle klingende, wütendratternde Schüsse antworteten von der andern Flußseite. Die dumpfen entstammten den Einundsiebzigern meiner Askari, die andern kamen aus modernen englischen Mehrladern, vielleicht sogar aus Maschinengewehren. Vor mir tauchte eine schattenhafte Gestalt auf, die Stimme eines Trägermanns sagte: „*Adui amekuja kulle, Bwana!* — Der Feind ist drüben angekommen!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als uns gegenüber etwas aufsprühte und blendendes Licht über uns warf, während gleichzeitig ein knatterndes Schützenfeuer einsetzte. Ich sah das Mündungsfeuer drüben aufblitzen, sonst aber nichts, gar nichts, so sehr ich auch den Blick anstrengte. Und dieses Versagen meiner Augen erfüllte mich, wie schon manchmal, mit solch maßloser Wut, daß ich mit einem brüllenden „Drauf!“ wie ein Sprungfederteufel aus dem Graben fuhr und die Böschung hinabsetzte. Hinter einem Grasbüschel dicht am Wasser warf ich mich nieder und begann auf alles nur irgend Erkennbare zu schießen, das sich drüben bewegte.

Gerade mir gegenüber hämmerte ein Maschinengewehr los, die helle Stimme eines Engländers rief etwas in der Mitte des Flusses. Ich schoß aufs Geratewohl in Richtung der Stimme — da brach jählings das Hämmern des Maschinengewehrs ab, das Schützenfeuer löste sich in einzelne bellende Knalle auf, verworrenes, dumpfes Geschrei erhob sich drüben, weiter vom Ufer entfernt, und gleichzeitig setzte flußaufwärts ein wildes Hurragebrüll und das Krachen von Einundsiebzigern ein — Mariani hatte offenbar den Feind von hinten angegriffen, während die über den Fluß gegangenen Leute Bethschausch Mechmeds ihn in der Flanke gepackt hatten! Jetzt erst nahm ich wahr, daß auch meine Leute rechts und links von mir ins Wasser sprangen; im nächsten Augenblick war ich selber drin.

Doch bevor ich noch auf der andern Seite landete, war schon alles zu Ende. Die Hand, die mir ans Ufer half, gehörte einem Askari von Mechmeds Abteilung. Ein angezündeter trockener Grasbusch flammte auf, die Stimme des Bethschauschs rief: „*Bwana* Haye!?“

„*Hapa!*“ antwortete ich.

Der alte Graubart trat auf mich zu und meldete mit einem klirrenden Aufstoßen des Gewehrkolbens: „Der Feind ist geflohen, *Bwana.* Wir haben drei Gefangene gemacht und ein

Maschinengewehr erbeutet. Von meinen Leuten ist keiner tot. Vier sind verwundet, einer davon schwer.“

„Gut gemacht, Bethschausch!“ sagte ich. Ganz unmilitärisch drückte ich dem Alten darauf noch fest die Hand und setzte in seiner Muttersprache hinzu: „*Kattar cherak kedir, ya Schech!* — Vielen Dank, Alter!“

Die Schützenpfeifen der Ombascha schrillten „Sammeln!“ Mit erbeuteten Waffen, Uniformen, Schuhen und dergleichen behangen, traten die Askari an. Der letzte, der zum Rapport herbeikam, war Mariani. Er meldete zwei Tote und fünf Verletzte auf seiner Seite; Gefangene hatte er nicht gemacht...

Auch unter den Trägern hatte es neben zwei Verwundeten einen Toten gegeben. Aber als mir sein Name genannt wurde, mußte ich noch einmal fragen, ehe ich es glauben konnte. Kopfschüttelnd und urplötzlich zum Sterben müde geworden, stapfte ich dann dem Hause zu: Der Tote war Na'ungo, dem allein wir es zu verdanken hatten, daß wir bereit gewesen waren!

ACHTES KAPITEL

Wie man in Afrika sterben kann – Der Krieg und die Unantastbarkeit des weißen Mannes – Ägyptische Zigaretten und persische Verse – Ein Auftrag zum Brudermord – Heimliche und unheimliche Fresser im Busch – Die Kunst, im rechten Augenblick auszureißen – Ein schwarzer Ostertag – Das Gesicht unter dem Flaggentuch

---

Am nächsten Morgen suchten wir den Kampfplatz ab und sammelten sorgsam alles ein, was vom Gegner zurückgelassen und für uns brauchbar war. Da infolge der Lage, in der sich die kämpfende Kolonie befand, sozusagen alles und im besondern jedes Stückchen Stoff oder Leder brauchbar war, wurden die neun gefallenen Indersoldaten von uns entkleidet und nackend begraben. Alle Leichen waren in den wenigen Stunden bis Tagesanbruch schon mehr oder weniger von Hyänen verstümmelt worden; eine aber, die wir ganz zuletzt noch fanden, war fast nur noch ein Skelett. Meine Leute entdeckten sie in einem Gebüsch; sie war von einem wimmelnden Haufen von Wanderameisen bedeckt und bereits völlig entkleidet. Die Uniformstücke des Toten, seine Schuhe und Gamaschen lagen ringsum verstreut. Es war klar ersichtlich, was sich hier nächtlicherweile abgespielt hatte: mit einer schweren Verwundung zusammengebrochen, war der Unglückliche von einem Heerzug dieser fleischfressenden Raubameisen angefallen worden. Unfähig, sich den mörderischen Insekten durch Flucht zu entziehen, hatte er sich unter ihren schmerzhaften, wie Säure ätzenden Bissen die Kleider vom Leibe gerissen und weggeschleudert. Doch den Hunderten von Ameisen, deren er sich dadurch entledigt hatte, waren neue Zehntausende gefolgt, und unter ihren Zangen war er schließlich eines furchtbaren Todes gestorben.

Ich habe auf den Schlachtfeldern dieses Tropenlandes später noch oft die Überreste von Menschen gesehen, denen das gleiche

grauenhafte Ende beschieden war. Ein kaum weniger schreckliches hatten andere hilflose Verwundete gefunden, denen — noch bei lebendigem Leibe — von Hyänen ein Fuß oder ein Arm abgebissen oder ein Stück aus den Weichteilen herausgerissen worden war. Und immer wieder überkam mich beim Anblick solcher Geschehnisse der bittere Gedanke, daß das, was die erbarmungslose Natur dieses Landes ihren eigenen Geschöpfen antun konnte, schon fürchterlich genug war und unseres menschlichen Zutuns wahrhaftig nicht noch bedurft hätte!

Außer der gesamten Einwohnerschaft des Dorfes nahm Bethschausch Mechmed auch unsere Leichtverwundeten und die drei Gefangenen nach Jassin mit. Wie ich später erfuhr, wurde der *Jumbe* samt dreien seiner Mannen vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und gehängt.

Ich begleitete Mechmeds Abteilung, solange ihr Weg an meiner verzweiflungsvollen Telephonleitung entlangführte, und die ganze Zeit hindurch erzählte mir der alte Haudegen, froh, endlich wieder einmal sein heimatliches Arabisch sprechen zu können, von den wildbewegten alten Zeiten, als die kleine Truppe des deutschen Majors Wißmann in endlosen Kämpfen gegen arabische Sklavenhändler und kriegerische Eingeborenenstämme das riesige Gebiet des nachmaligen Deutsch-Ost-Afrika unterwarf. Der alte Sudanese, der nunmehr zweiunddreißig Dienstjahre auf dem Buckel hatte, war, wie er in der vergangenen Nacht bewiesen hatte, ein vorzüglicher Soldat; doch er war auch ein kluger und nachdenklicher Beobachter, denn als unsere Wege sich schließlich trennten, richtete er eine Frage an mich, die mir in den folgenden Jahren noch manchmal von intelligenten Eingeborenen gestellt wurde: wie es käme, daß das strengste Gebot für sie, das ihnen von Kindsbeinen an eingebläut worden war, nämlich die Unantastbarkeit jedes Menschen weißer Rasse, jetzt auf einmal keine Gültigkeit mehr hätte. „Ich muß dir sagen, Herr, daß der Finger meiner Rechten, der den Drücker abzieht, mir noch immer nicht gehorchen will, wenn die Mündung meines Gewehrs auf einen Weißen unter den Feinden gerichtet ist! Ich fühle dabei das gleiche Entsetzen, das ich empfinden würde, wenn man von mir forderte, den Koran mit meinen Füßen zu treten", fügte der alte Mann, den Blick von mir abgewendet, leise hinzu.

Wir waren am Ende der Abteilung gegangen; ich blieb stehen, und während ich ihm die Hand zum Abschied entgegenstreckte, sagte ich mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen: „Ich kann es dir nicht erklären, Bethschausch Mechmed, denn mir selber ist es unbegreiflich. Wenn es aber nach meinem Willen ginge, so dürften die Menschen überhaupt nicht die Gewehre aufeinander anlegen, ganz gleich, welche Hautfarbe Allah ihnen gegeben haben mag."

Mit einer schnellen Bewegung ergriff der Graubart meine Hand und legte sie auf sein Herz; dann richtete er sich kerzengerade auf, schlug die Hacken zusammen und meldete auf Kisuaheli: „Bethschausch Mechmed, Fünfzehnte Feldkompanie, mit sechsundzwanzig Askari und einunddreißig Gefangenen auf dem Marsche zum Feldlager Jassin!" Darauf machte er kehrt und hastete seiner Kolonne nach.

In Begleitung meines ständigen „Leitungsrates" setzte ich meinen Inspektionsgang längs des Drahtes fort, lief und lief, spähte mir fast die Augen aus und stand zuletzt kopfschüttelnd an der Verbindungsstelle mit der Hauptleitung, ohne irgendeine Beschädigung der Leitung entdeckt zu haben. Auch auf dem Rückweg fanden wir trotz nochmaliger sorgfältiger Musterung nichts — und doch funktionierte der Fernsprecher nicht.

So blieb mir nichts übrig, als mich am Nachmittag, diesmal in Begleitung eines baumlangen Trägers, noch einmal auf die Strümpfe zu machen und, auf den Schultern des Mannes stehend, bei jeder einzelnen Stange den um den Flaschenhals gewickelten Draht eingehend zu untersuchen. Bei dieser Methode hatte ich nicht weit zu gehen; gleich hinter dem Dorfe, wo die Leitung durch ein kleines Maisfeld führte, war der Draht an einem der Isolatoren glatt durchschnitten; damit der Schaden nicht erkennbar war, hatte man das abgeschnittene Ende mit einer dünnen schwarzen Schnur am Flaschenhals festgebunden. Das „Hasengesicht" hatte sich wirklich bemüht, das

ihm von seinen Auftraggebern in Aussicht gestellte „Bakschischi" ehrlich zu verdienen!

Als ich unserem Feldwebel gegen Abend endlich die Wiederherstellung der Leitung melden konnte, mußte ich leider hinzufügen, daß der schwerverwundete Askari soeben gestorben war. Der Mann hatte einen Lungenschuß gehabt, und die zwei Boten, die ich noch bei Nacht um ärztliche Hilfe nach Jassin geschickt hatte, waren, wie der Feldwebel mir wutschnaubend sagte, erst am Nachmittag, und zwar „voll wie tausend Mann", dort angekommen. Die infolge des nächtlichen Gefechts übermüdeten Leute waren in einem Dorf an ihrem Wege gerade zu einem frischen Anstich von *Pombe* zurechtgekommen und dort hängen geblieben. Ich beneidete sie keineswegs um die Gefühle, die sie augenblicklich in der Verlängerung des Rückens empfinden mochten — schon geringere Vergehen wurden infolge der eisernen deutschen Disziplin mit fünfundzwanzig Hieben bestraft. Und zwar handelte es sich dabei um Hiebe mit dem furchtbaren *Kiboko*, dem aus Flußpferdhaut geschnittenen, elastischen Stock! —

Einige Tage darauf erschien unvermutet Hauptmann Kempner in Begleitung eines Oberleutnants zu einer Inspektion auf meinem Posten. Zuerst ließ er sich von mir nochmals den Hergang der Ereignisse vor und während dem feindlichen Angriff auf Kwakinjembe berichten. Als ich geendet hatte, legte er zu meinem Erstaunen den von mir abgefaßten Gefechtsbericht auf den Tisch und sagte mit einem leichten Lächeln auf seinem schmalen nervösen Gesicht: „So, schreiben Sie das Ganze noch einmal nieder, Unteroffizier Heye. Ungefähr in der Form, in der Sie es soeben dargestellt haben. Militärische Kürze wird zwar verlangt, aber sie soll auch nicht übertrieben werden. Auch aus persönlicher und mir sehr verständlicher Zurückhaltung nicht, Heye! Schreiben Sie den Bericht sofort; ich nehme ihn dann heute nachmittag selbst mit hinüber zur Kompanie." —

Nachdem der Hauptmann — von seinem Besichtigungsgang gegen Abend zurückgekehrt — den inzwischen von mir verfaßten Bericht überlesen hatte, nickte er, fügte noch ein paar

Zeilen hinzu und steckte die Bogen ein. Dann stand er auf, sah mich aus seinen klugen, dunklen Augen eine Sekunde schweigend an und sagte schließlich: „Ich habe Sie beim Bataillon zur Beförderung vorgeschlagen, Heye. Solange es geht, lasse ich Sie noch hier. Aber von den Europäern bei der Kompanie liegen nunmehr sechs Mann mit Fieber und allerlei andern Gebresten auf der Nase, und wenn das so weitergeht, haben wir bald niemand mehr, der die vorgeschriebenen Patrouillengänge ins Ramisigebiet machen kann. Dann müssen Sie einspringen, und Ihr *Buen Retiro* hier wird von einem älteren Kameraden besetzt werden, der den übrigen Anforderungen nicht mehr gewachsen ist. Ich hoffe nur, daß wenigstens S i e gut in Form bleiben! Sie haben mir damals in Jassin von Ihrer orientalischen Zeit erzählt — so lasse ich Ihnen hier etwas für solche Stunden, in denen es selbst einem Fanatiker der Einsamkeit, wie Sie es sind, einmal gar zu eintönig wird."

Meine Ehrenbezeugung abwinkend, ging er hinaus, bestieg sein Maultier und ritt davon. Auf meinem Bett aber lagen eine Blechschachtel mit hundert echten Kyriazi Frères-Zigaretten und ein in Leder gebundenes Buch. Es war eine englische Ausgabe der „Rubaijat" des persischen Dichters Omar Chajjâm.

„Fanatiker der Einsamkeit" hatte der Hauptmann gesagt, und mir schien, als ob er damit recht hatte. Mir wurde bei dem Gedanken ganz elend, vielleicht schon bald hier weggehen und wieder unter Menschen weilen zu müssen, mit denen mich so wenig verband, und bei denen ich daher — von jenem alten, unsinnigen Tratsch ganz zu schweigen — immer ein Außenseiter bleiben würde.

Aber schon kurze Zeit darauf wurde mir eine Aufgabe zugewiesen, die mich bald jeden weiteren Tag, den ich noch auf meinem Posten verbringen mußte, verfluchen ließ. Es war der Befehl, bis auf weiteres drüben im Niemandsland täglich so viel „Fleisch" wie nur möglich zu schießen. Die Tausende von Neuangeworbenen, die in den Rekrutendepots des Hinterlandes in Ausbildung begriffen waren, und die vielen Zehntausende von Trägern, die ständig für militärische Zwecke benötigt wurden,

mußten ernährt werden. Da alle diese jungen, arbeitsfähigen Leute für die Bebauung der Felder und die Viehzucht der Eingeborenenbevölkerung nunmehr ausfielen und jegliche Einfuhr von Lebensmitteln in das blockierte Land seit Kriegsbeginn völlig aufgehört hatte, machten sich bei der Truppe in immer steigendem Maße Verpflegungsschwierigkeiten geltend. Aus diesem Grunde war ein Befehl ergangen, zur Ernährung der Truppe soweit als möglich auch den Wildbestand auszunutzen. In erster Linie kamen dafür natürlich die von uns besetzten oder kontrollierten feindlichen Gebietsteile in Betracht. Infolgedessen wurde auch bei uns, in der nordöstlichen Ecke der Kolonie, ein Eildienst von Trägerkolonnen zwischen den in den Wildgebieten längs der Grenze stationierten Kompanielagern und Posten und dem Hinterland eingerichtet, um das erlegte Fleisch in die betreffenden Kochkessel zu befördern. Als eines der hauptsächlichsten Versorgungsgebiete war gegebenerweise die in der Gegend meines Postens besonders wildreiche Umbasteppe ins Auge gefaßt worden, und zum „Schlachthausdirektor" wurde ausgerechnet ich bestimmt...

Ich will mich hier nicht weitläufig über die Gefühle äußern, die mich beim Empfang dieses Befehls überkamen. Ich kann nur sagen, daß er für mich — bei meinem Verhältnis zum Tiere — gleichbedeutend war mit einem Auftrag zum Mord. Oder, noch genauer, zum Brudermord.

Schon am folgenden Tage trafen zehn Askari von unserer Kompanie sowie zehn weitere von der Dreiundzwanzigsten Kompanie bei mir ein, lauter ausgesuchte Scharfschützen, und hinter ihnen her marschierte die erste Kolonne von etwa achtzig Fleischträgern. Als ich, unter der Türe stehend, die Safari von weitem herankommen sah, erwog ich — zum ersten und einzigen Male, solange ich Soldat war — den Gedanken, zu desertieren. In diesem schwarzen Augenblick bedeutete es mir nur einen sehr schwachen Trost, daß es Bethschausch Mechmed war, der die Leute anführte und sich bei mir als zum Posten Kwakinjembe versetzt meldete. Dem alten zuverlässigen Soldaten war vor allem die Aufgabe zugedacht, den Sicherungsdienst vorn in

der Ramisigegend zu übernehmen, damit wir uns weiter hinten unserem Metzgereibetrieb ungestört widmen konnten. Er ging am nächsten Morgen mit zwei Ombascha und zwanzig meiner ständigen Askari sowie einer Anzahl Meldegängern aus der Trägermannschaft über den Fluß. An der Spitze der Scharfschützen folgte ich ihm ein paar Stunden darauf nach, und dann begann diejenige Tätigkeit, die mich, solange ich denken kann, stets mit dem größten Abscheu erfüllt hat.

Während der nächsten sieben Wochen wurden unter meiner Anleitung und Aufsicht in dem einsamen Tierparadies der Umbasteppe gegen zweitausend Stück Großwild niedergeknallt, das Fleisch und die verwertbaren Häute verpackt und die Lasten von einem Tag und Nacht unablässig hin- und herflutenden Strome von Trägern ins Hinterland transportiert. Der größte Teil der Beute wurde in frischem Zustand fortgeschafft; der Rest des Fleisches wurde von einer Anzahl fußkranker Träger und ungefähr hundert Askariweibern in dem verlassenen Wakambadorf in Streifen geschnitten und an der Sonne oder an kleinen Feuern als Dauerproviant gedörrt.

Überwiegend waren es die in Ostafrika fast allerwärts anzutreffenden „gewöhnlichen" Wildarten, die Zebras, Gnus und Wasserböcke, die Kuh- und Hirschantilopen, die wir zur Strecke brachten. Aber auch die edlen, herrlichschönen Kudu und Oryx, die mächtigen Schwarzfersen-, Rapp- und Elenantilopen wurden von meinen Leuten mit dem gleichen Stumpfsinn zu Dutzenden auf die Decke gelegt. Besonders ergiebig und begehrt waren natürlich die Riesengestalten der Giraffen und Nashörner. Eines Tages wurden sogar zwei Elefanten erlegt; der eine war noch dazu ein weibliches Tier mit einem ungefähr zwei Monate alten Jungen. Wie ich zu meiner Erleichterung vernahm, war das Jungtier entkommen; es war von anderen erwachsenen Mitgliedern der Herde sofort umringt und bei der rasenden Flucht mitgerissen worden.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich selbst, soweit ich nur konnte, es vermied, auf Wild zu schießen. Wenn ich es doch tat, so geschah es in den meisten Fällen nur, um Ge-

schöpfen, die, schwer angeschossen, flüchteten, einen gnadenvolleren Tod zu geben, als er ihnen unter den Zähnen von Hyänen und Schakalen oder den Schnäbeln von Geiern beschieden gewesen wäre.

Leicht war mein Dienst in dieser Zeit wahrhaftig nicht zu nennen; es gab viele Tage, an denen ich fast zwanzig Stunden auf den Beinen war. Die Beaufsichtigung der Schießer — von Jägern kann man bei einer solchen Metzelei wahrhaftig nicht sprechen — beschränkte sich in der Hauptsache auf die endlos wiederholten Mahnungen, trächtige Tiere und ganz junge zu verschonen, angeschossene unter allen Umständen zu verfolgen und abzutun. Die Innehaltung des letztgenannten Gebots war besonders schwer zu erreichen; es wollte den schwarzen Gemütern einfach nicht einleuchten, warum sie einem einzelnen weidwunden Tiere stundenlang nachrennen sollten, wo es doch allerwärts unermeßliche, leicht erreichbare Mengen gab!

Dennoch machten mir die Askari bei weitem nicht soviel zu schaffen wie die Träger, von denen an manchen Tagen drei- bis vierhundert Mann draußen bei den Fleisch-Sammelstellen anwesend waren, beziehungsweise eben nicht anwesend waren! Ich konnte es den vielgeplagten armen Teufeln kaum ernstlich verdenken, daß sie sich in der weiten Wildnis nach bestem Können verkrümelten und im tiefen Busch, zu traulichen Gruppen vereint, ausgedehnte Siesten und noch ausgedehntere Freßgelage abhielten. Wenn ich, meist nur von meinem getreuen Fundi begleitet, still durch die Einöde strich, schauten meine Augen ständig nach den Rauchsäulen verbotener Kochfeuer aus, und meine Ohren horchten gleichzeitig nach den schattigen Gebüschen hinüber — tatsächlich stöberte ich oftmals friedlich Schlummernde nur infolge ihres unverschämten Schnarchens auf.

Viel schlimmer als Schlafen und Faulenzen aber war das Fressen. Ein milderer Ausdruck würde das, was sich dort fast täglich abspielte, nicht kennzeichnen. Die Leute, die zu fünfundneunzig Prozent aus Gebieten stammten, wo Ackerbau betrieben wurde, und wo der Genuß von Fleisch ein äußerst seltenes, oft jahrelang entbehrtes Ereignis war, glaubten sich hier natürlich mitten ins Schlaraffenland versetzt. Daß sie einer derartigen Verlockung widerstanden, war von ihnen ebensowenig zu verlangen wie von jungen Hunden. Welche Fleischmengen aber ein Neger in sich hineinzustopfen vermag, wenn man ihn nicht hindert, will ich lieber nicht beschreiben — es würde allzu unglaubhaft klingen. Sie schlangen jedenfalls so viel hinunter, bis sie buchstäblich umsanken, mit aufgetriebenen Bäuchen, alle viere von sich gestreckt, unfähig zu jeglicher Bewegung, auf dem Rücken lagen, sich erbrachen, Magenkrämpfe und die schwersten Verdauungsstörungen bekamen und nur mit Hilfe von unwahrscheinlichen Mengen Rizinusöl und — leider — entsprechenden Prügeln wieder auf die Beine gebracht werden konnten.

Eine Folgeerscheinung der Massenschlächterei war, daß sehr bald allerlei zwei- und vierbeinige Aasfresser und Raubtiere in der Gegend überhand nahmen. Nicht einmal in der Umgebung meines alten Wildnisheims Ol Matun, die mir zeitweise wie ein einziger großer Raubtierzwinger vorgekommen war, hatte es so zahlreiche Hyänen, Schakale, Wildhunde, Geparden, Leoparden und Löwen gegeben wie jetzt in der Umbasteppe. Von den Schwärmen von Milanen, Bussarden, Marabus, Geiern und Adlern, die sich alle hundert Schritt flatternd, kreischend und krächzend von irgendwelchen tierischen Überresten erhoben, gar nicht zu reden. Noch eindrücklicher machte sich jedoch bei Nacht bemerkbar, wie viele der vierfüßigen Totengräber der Wildnis sich hier versammelt hatten. Wenn ich manchmal, schlaflos vor Übermüdung, droben von meinem Haus am Hügel hinablauschte, war die Dunkelheit jenseits des Flusses erfüllt von einem dumpfen Chorgesang heulender, raunzender, grollender Stimmen, der in nahezu regelmäßigen Abständen immer wieder von dem schauerlichen kreischenden Gelächter der Hyänen übertönt wurde.

Natürlich verlief diese Massenschlächterei nicht ohne eine Reihe von Unfällen. Abgesehen von den an sich schon zu jähen Wutausbrüchen und ebenso wuchtigen wie blitzschnellen An-

griffen neigenden Nashörnern, den ständig schlecht gelaunten Einzelgängern von Elefanten und Büffeln, konnten auch alle anderen Wildarten, von der riesigen Elenantilope bis zur zierlichen Gazelle, wenn sie angeschossen oder in die Enge getrieben waren, recht gefährlich werden. Es gab sehr tragische Fälle, bei denen meine schwarzen Gehilfen — Überlegung und Umsicht waren nun einmal nicht ihre stärkste Seite — überrannt und unter die Hufe getreten oder durch Hornstöße ernstlich verletzt wurden; aber es geschahen auch recht sonderbare und komische Dinge. So kam es mitunter vor, daß die Schwarzen von Nashörnern oder Büffeln auf Bäume hinaufgejagt und stundenlang belagert wurden. Einmal wurde mein persönlicher Träger, der im Übermut einer scheinbar mausetoten Rappantilope auf den Rücken gesprungen war, von der plötzlich wieder lebendig gewordenen *Pallahalla* auf einen kilometerlangen Parforceritt mitgenommen und schließlich kopfüber in einen Dornbusch geschleudert. Ein anderer Träger, der harmlos des Weges kam, wurde jählings von einem weidwunden Gnubullen angefallen und verfolgt, bis er in seiner Angst schließlich in den hohlen Stamm eines Affenbrotbaums hineinfuhr, wo ihn eine dort lagernde alte Hyäne empfing! Was sich zwischen den dreien dann weiterhin abgespielt hat, war aus dem vor Schrecken völlig verstörten Negerlein nicht herauszubringen. Jedenfalls stimmte seine verworrene Darstellung des Vorfalls, denn ich hatte den nach seinem Abenteuer ziellos in der Steppe herumirrenden, aber gänzlich unverletzten Mann selber aufgefunden und konnte anhand der Fährten aller drei Beteiligten die Wahrheit seiner Geschichte einwandfrei nachprüfen.

Meine eigene Haut brachte ich aus dem tollen Getriebe, obwohl sich auch für mich mitunter ziemlich kritische Situationen ergaben, vollständig heil heraus. Dabei wurden wir, während wir mit dem „Fleischmachen" vollauf beschäftigt waren, während jener sieben Wochen zweimal ganz überraschend in Gefechte mit englischen Erkundungspatrouillen verwickelt. Der alte Mechmed hatte zwar dafür gesorgt, daß keiner unserer Schießtrupps sich dem Ramisi über ungefähr zwanzig Kilometer

näherte, dennoch mußte der Gegner manchmal die Rauchsäulen der Kochfeuer, die allen Verboten zum Trotz immer wieder angezündet wurden, gesehen, bei günstigem Winde vielleicht auch das Knattern der Jagdschüsse gehört haben, denn zweifellos wollte er feststellen, was da im Niemandsland vor sich ging.

Beim ersten dieser Zusammenstöße, von dem wir völlig überrumpelt wurden, gab es auf unserer Seite einen toten und einen verwundeten Askari, außerdem fingen mir die Engländer zu meinem besonderen Zorn eine Kolonne von siebzehn schwer mit Fleisch bepackten Trägern ab. Wahrscheinlich hätten wir aber noch viel mehr Haare lassen müssen, wenn ich nicht in rascher Erkenntnis der Sachlage mit meinen Leuten einen äußerst beschleunigten Rückzug angetreten hätte — um den weniger schönen Ausdruck „unverzüglich ausgerissen" zu umschreiben. Es war wieder einmal ein Entkommen um Haaresbreite, diesmal sogar in buchstäblichem Sinne, denn als ich wie ein gehetzter Hirsch über eine freie Fläche hinweg auf ein schützendes Sansiverendickicht zurannte, schossen mir die Gegner den Tropenhelm glatt vom Kopfe herunter. Glücklicherweise verfolgten sie uns nicht, offenbar weil sie annahmen, daß sich noch andere deutsche Truppen in der Nähe befänden.

Dennoch wurde es ein schwarzer Tag — wie ich erst später erfuhr, war es gerade der Ostersonntag. Der Überfall war erfolgt, als ich damit beschäftigt gewesen war, einen Askari zum Posten tragen zu lassen, einen Mann, der so schlimm daran war, daß es mir fraglich erschien, ob er noch lebend dort ankommen würde. Er war von einem Zebra, das er angeschossen hatte, in den Leib getreten worden und hatte anscheinend schwere innere Verletzungen davongetragen. Gegen Abend holte ich die Bahrenträger — bereits in Sichtnähe des Umba — ein, und als sie ihre Last auf mein Geheiß hin abstellten, erkannte ich, daß sie schon stundenlang einen Toten getragen hatten. Und bei meinem Heimkommen empfing mich die Nachricht, daß zwei Askarifrauen, die am Vormittag verbotenerweise im Flusse gebadet hatten, von Krokodilen erfaßt worden und im Wasser verschwunden waren.

Nur wenige Tage später erfolgte der zweite Zusammenstoß mit einer feindlichen Abteilung, in dessen Verlauf ich einen Schicksalsschlag erhielt, der mich sehr tief traf. Am frühen Vormittag stand ich, soeben in dem für diesen Tag vorgesehenen Jagdrevier angekommen, draußen in der Steppe und gab meinen zwanzig Schützen Instruktionen, als in der Ferne ein Bote auftauchte, der uns aufgeregt zuwinkte. Wir gingen dem Burschen entgegen. Er war nahe am Zusammenbrechen; nach Atem ringend meldete er, daß sich Bethschausch Mechmed mit seinen Leuten und anderen Askari, die zu einer deutschen Patrouille gehörten, seit dem frühen Morgen in einem schweren Gefecht gegen eine starke englische Abteilung befände. Ein Ombascha jener deutschen Patrouille hätte berichtet, daß ihr weißer Führer, verwundet oder tot, in der Nähe zurückgeblieben wäre. Die Patrouille war in der vergangenen Nacht bei einem Angriff auf ein englisches Lebensmittellager am Ramisi zurückgeschlagen und bis hierher verfolgt worden.

Während der Mann noch seinen Bericht stammelnd vorbrachte, vernahmen wir bereits das schwache Knattern von Schüssen aus nordöstlicher Richtung.

Nach einem halbstündigen Dauerlauf kamen wir auf dem Kampfplatz an. Einer von Mechmeds Ombascha, der sich mit einem Arm- und Beinschuß zurückschleppte, wies mich zurecht. Durch einen unerwarteten Sturmangriff in die Flanke brachten wir die weit überlegene englische Truppe in Verwirrung. Der alte Sudanese nutzte die Lage sofort aus und ging nun seinerseits zu einem tollkühnen Angriff über, in dessen Verlauf der gegnerische Anführer, ein englischer Hauptmann, mit einem Kopfschuß fiel. Daraufhin gab es unter seinen Indersoldaten, trotz allen Bemühungen von zwei anderen englischen Offizieren, kein Halten mehr; alles löste sich in wilder Flucht auf, und auch uns glitten dabei, wie es häufig in solchen Fällen geschieht, unsere Askari aus den Händen, indem sie dem fliehenden Gegner ebenso kopflos nachstürzten.

Fluchend und brüllend setzte ich hinterher; da rief mir Fundi, der wie immer nicht von meiner Seite gewichen war, etwas zu

und deutete auf eine kleine *Buga*, eine grasige Lichtung, hinaus. Ein paar Sonnenstrahlen waren durch die graue Wolkendecke gebrochen; in ihrem Glanze leuchtete da draußen, unweit einer Gruppe indischer Verwundeter, die mit erhobenen Armen am Boden hockten, etwas Farbiges auf. Von meinen Leuten war kaum noch etwas zu sehen, und ich konnte einfach nicht mehr rennen. So stolperte ich langsam auf den merkwürdigen bunten Fleck zu. Es war eine am Boden ausgebreitete englische Flagge; unter dem Tuche waren die Formen eines menschlichen Körpers zu erkennen. Ich hob einen Zipfel auf — das schmale bleiche Gesicht darunter war das meines Kameraden Dabelsteen...

Die Sonnenstrahlen waren wieder verschwunden, ein leichter kühler Wind strich durch das hohe Steppengras und bewegte eine blonde Haarsträhne über der Stirn des Toten. Behutsam strich ich sie ihm aus den Augen, dann deckte ich die Flagge wieder über das stille Gesicht.

NEUNTES KAPITEL

Bethschausch Mechmeds letztes Gefecht – „Ach, ich bin des Treibens müde...“ – Fieber und Fieberträume – Wie die Daseinsfrage eines Landes in einer Retorte gelöst wurde – Aus dem Leben eines Kannibalen – „Dicke Luft“ im Bananenhain

---

Meine vorläufige telephonische Meldung des Vorfalls nahm der Hauptmann persönlich ab; nachdem ich sie erstattet hatte, bat ich um Ablösung vom Posten Kwakinjembe. Auch diesmal zeigte der Kompanieführer Verständnis für die Gründe, die mich zu meiner Bitte bewogen, ohne daß ich sie des längeren auseinanderzusetzen brauchte. Am übernächsten Tage traf bereits der ablösende Kamerad ein, und am Morgen darauf brach ich mit den insgesamt zweiundzwanzig Askari und Ombascha, die von meinen ehemaligen einunddreißig Mann übriggeblieben waren, nach Jassin auf. In dem langen Troß von Gefangenen, Trägern und Weibervolk, der der bewaffneten Truppe folgte, befanden sich auch einige Verwundete, die getragen werden mußten. Einer von ihnen war Bethschausch Mechmed. Ein Querschläger hatte ihm Knochen und Sehnen der rechten Hand zerrissen. Es war einer der letzten Schüsse gewesen, die bei dem vorgestrigen Gefecht vom Gegner abgegeben worden waren, und damit war dieses Gefecht das letzte in dem langen, kampffrohen Leben des alten Soldaten gewesen. Von meinen Askari waren nur acht Mann unverletzt — ich schämte mich fast, daß mein eigenes Fell völlig unbeschädigt geblieben war. Mein Herz war es freilich nicht. Es war mir, als hätte es bei dem täglichen stumpfsinnigen Abschlachten von so vielen jener schönen, harmlosen Geschöpfe, denen jahrelang in steigendem Maße meine ganze Liebe gegolten hatte, immer schwerer geklopft und dann einen jähen blutigen Riß erhalten, in jenem Augenblick, da ich das Gesicht unter dem Flaggentuch in der einsamen Wildnis erkannte. Nur drei Menschen hatte ich in den letzten Jahren Freunde nennen können: Burton, meinen Lehrmeister in der

Kamerajagd, den Distriktskommissar Delafontaine und Dabelsteen; zwei davon deckte nun schon die heiße Erde der Steppe, und Burton hatte ich seinerzeit todkrank verlassen. Ich fühlte mich recht bedrückt, um nicht zu sagen unglücklich, auf diesem Marsche zurück ins Kompanielager und sehr, sehr müde.

Trotzdem blieb mir nicht lange Zeit zum Ausruhen; es verhielt sich jetzt tatsächlich so, wie Hauptmann Kempner befürchtet hatte: die meisten Weißen waren krank und eigentlich felddienstuntauglich, zum mindesten aber untauglich, die Strapazen der Patrouillengänge ins Niemandsland auszuhalten. So mußte ich sie für die drei oder vier ausgefallenen Kameraden mitübernehmen, denn ich war nicht krank, nur müde, und Müdigkeit zählt im Kriege nicht.

Von den sechzig Tagen der folgenden zwei Monate verbrachte ich nur ungefähr fünfzehn im Lager, während der übrigen war ich unterwegs im feindlichen Gebiet. Danach ging unsere Kompanie für zwei Monate in Ruhestellung nach Tanga, und schon am dritten Tage landete ich dort mit einer Malaria im Hospital. Es war die sechste, seitdem ich in Afrika lebte, und die schwerste, die ich je gehabt habe. Meine — ich kann fast sagen, aus Stahl geschmiedete — Konstitution bewahrte mich vor dem Schlimmsten, aber die dauernd hohe Temperatur und eine nachfolgende namenlose Schwäche hielten mich über drei Wochen im Spitalbett fest.

Der leitende Stabsarzt, ein unermüdlich tätiger und einsichtsvoller Mann, bestand darauf, daß ich einen Genesungsurlaub von mindestens vier Wochen erhielt. Nach einigem Hin und Her wurde er mir gewährt, und tags darauf fuhr ich zu dem Soldaten-Erholungsheim Wugiri im Usambaragebirge. Es war ein idealer Aufenthaltsort, in etwa fünfzehnhundert Meter Höhe gelegen, inmitten von Bananen-, Orangen- und Zitronenhainen, Kaffee- und Kakaopflanzungen und einzelnen, unberührt gebliebenen Urwaldparzellen. Unterkunft und Verpflegung waren vorzüglich, und dennoch haben mir die Wochen, die ich dort oben verbrachte, wenig oder gar nichts genützt. Das lag vor allem daran, daß ich plötzlich nicht mehr schlafen

konnte. Der pensionierte alte Arzt, der alle paar Tage einmal von seiner Pflanzung herüberkam und nach uns sah, führte meine Schlaflosigkeit auf die mir ungewohnte Höhenluft zurück, doch ich wußte nur allzugut, daß neben meinem allgemeinen körperlichen Erschöpfungszustand seelische Dinge den Hauptgrund bildeten. Fand ich glücklich für kurze Stunden Schlaf, so war er unausbleiblich von Angstträumen, unsagbaren Schrecken und tiefer Traurigkeit erfüllt.

Nur eine einzige Erinnerung ist mir an diese dumpfe Zeit in Wugiri geblieben, eine Zeitspanne, die ich in einer Art von seelischer Lähmung verbracht haben muß. Es war ein Ausflug nach dem in der Nähe gelegenen Forschungsinstitut Amani. Die Erinnerung daran hat sich mir wohl nur darum eingeprägt, weil es wenige Tage vor meinem Besuch den dort tätigen Wissenschaftlern gelungen war, Chinin aus der Rinde einheimischer Baumarten herzustellen. Ohne die Lösung dieses überaus schwierigen Problems hätten die Deutschen, allen bisherigen militärischen Erfolgen zum Trotz, die Verteidigung ihrer Kolonie in absehbarer Zeit einfach aufgeben müssen. Die Vorräte an diesem Medikament, das in dem von Malaria bedrohten Tropenland ständig gebraucht wurde, waren von Anfang an knapp gewesen. Auf dem Gebiet der allgemeinen gesundheitlichen Fürsorge den Eingeborenen gegenüber war die deutsche Verwaltung unbestreitbar vorbildlich für alle andern Kolonialmächte, aber die unentgeltliche Abgabe von Chinin an die Bevölkerung hatte schon vor längerer Zeit eingestellt werden müssen, und selbst die prophylaktische Anwendung bei der Truppe war in bedenklichem Maße eingeschränkt worden. Die in Amani hergestellten Chininpillen waren weniger haltbar als die eingeführten, industriell erzeugten; deshalb wurde uns späterhin bei Malaria-Anfällen, und in besonders verseuchten Gegenden auch vorbeugenderweise, Amani-Chinin in flüssigem Zustand verabreicht. Wir bekamen es für gewöhnlich morgens auf nüchternen Magen kredenzt, und dieser Trunk war bald als das „Lettow-Frühstück“ bekannt und — gefürchtet. Denn wie das Zeug schmeckte, ist nicht zu beschreiben!

Von den vier Wochen Erholungsurlaub wurde mir zum Schluß eine wieder gestrichen, da unterdessen noch mehr Europäer wegen Fiebererkrankung ausgefallen waren. Die Gegend von Jassin — und überhaupt die ganze Umba-Niederung — hatte von jeher als besonders malariaverpestet gegolten.

Nach einem halben Monat langweiligen Garnisonsdienstes in Tanga marschierte die Kompanie mit noch mehr schwarzen und noch weniger weißen Zugehörigen als zuvor in ihr altes Feldlager zurück. Drei oder vier Tage nach unserem Wiedereintreffen in Jassin zog ich früh am Morgen an der Spitze einer kleinen Patrouille abermals in die Umbasteppe hinaus, um dem Gegner unter möglichster Vermeidung jedes Zusammenstoßes irgend etwas Kriegsbrauchbares, wie Waffen, Munition, Lebensmittel und so weiter, abzunehmen. Das „Wie“ blieb vollständig mir überlassen. Aus diesem Grunde sollten mich nur fünf Askari begleiten; wie üblich hatte ich mir die Leute selbst auswählen dürfen. Dafür waren der Unternehmung aber nicht weniger als fünfundzwanzig ebenfalls sorgfältig ausgesiebte Träger beigegeben worden, die die erhoffte Beute abtransportieren sollten. Sie waren alle nur leicht beladen; einer balancierte meine in eine kleine Kiste verpackte Patrouillenausrüstung auf dem Wollkopf. Sie bestand lediglich aus Decke, Moskitonetz und Kochtopf, einem Laib Brot und einer Handvoll Reis, Zucker und Kaffee. Die andern trugen ihren eigenen Proviant, sowie den der Askari, der sich niemals aus etwas anderem zusammensetzte als aus Maismehl und Hirse, einer geringen Menge Bohnen und einer noch geringeren Menge *Papa*, die als Würze diente. *Papa* ist getrockneter Haifisch; er wird von den Negern in gleichem Maße geschätzt, wie ihn die Europäer fürchten, und zwar wegen seines geradezu entsetzlichen Gestanks. Wenn die Umstände es erlaubten, das heißt, wenn die Schüsse vom Feinde nicht gehört werden konnten, verbesserte man natürlich diese magere Atzung unterwegs durch ein Stück Wildbret.

Nachdem wir unsere letzte in feindliches Gebiet vorgeschobene Feldwache passiert hatten, schickte ich die vorgeschriebene, nur aus zwei Askari bestehende „Spitze“ voraus, die

Abteilung selbst folgte in ein paar hundert Schritt Abstand. Unmittelbar hinter mir trottete, wie immer und überall, mein Boy Fundi. Er trug meinen alten, vielgeprüften Rucksack, der mich schon auf rund sechstausend Kilometer Weges durch Nord-, Ost- und Zentralafrika begleitet hatte. Außer meinem Rasierzeug und andern Kleinigkeiten barg er einen Munitionsvorrat, einige letzte Büchsenkonserven als Notration sowie meinen Kodak mit dem nunmehr allerletzten Film. Mein Gewehr — noch immer war es die schwere Neunkommadreibüchse meines gefallenen Freundes Dabelsteen — trug ich, im Gegensatz zu den meisten Europäern der Truppe, stets selbst, ebenso meine Feldflasche.

Hinter dem Boy — manchmal auch vor mir, denn ein Nebeneinandergehen kommt in Afrika aus verschiedenen Gründen nicht in Frage — marschierte der Ombascha Mariani, der mir schon bald nach meiner Versetzung zur Fünfzehnten aufgefallen war. Ich hatte ihn inzwischen näher kennengelernt und ihn auf allen meinen selbständigen Patrouillengängen sowie auch seinerzeit nach Kwakinjembe mitgenommen. Der körperlich kleine, fast zierlich gebaute Mann, dessen hellbraunes Gesicht mit den wulstigen Schmucknarben und den tiefliegenden, düsteren Augen nicht gerade anheimelnd aussah, war ein Mjema, ein Kannibale aus dem östlichen Kongogebiet. Auf unseren vielen gemeinsamen Patrouillengängen hatte ich aus ihm durch unermüdliches Fragen nach und nach seine ganze, höchst abenteuerliche Lebensgeschichte herausgeholt. Als eine der letzten Einzelheiten erfuhr ich die Gründe und Umstände, weshalb er vor langen Jahren seine Heimat verlassen hatte. Nach seiner Auffassung lag die Ursache in einer bitteren Ungerechtigkeit seinem Stamme gegenüber. Während einer Hungersnot hatten seine Leute einige bejahrte, arbeits- und kampfunfähige Stammesmitglieder abgetan und aufgegessen, womit lediglich einer alten Überlieferung Genüge geschehen war. Unbegreiflicherweise waren jedoch die belgischen Behörden mit dieser Art von „Selbstversorgung" nicht einverstanden gewesen; eine Strafexpedition wurde hingeschickt, die Wanjema setzten sich verzweifelt zur Wehr, und nach einem wilden nächtlichen Gemetzel war Mariani, zusammen mit nur noch zwei andern Überlebenden, entkommen. Er war damals ein junger Bursche von ungefähr fünfzehn Jahren. Nach langen ereignisreichen Irrfahrten durch die endlosen Urwaldgebiete des Kongo konnte er sich schließlich in dem englischen Uganda in Sicherheit bringen. Darauf folgten wildbewegte Jahre. Von den Deutschen zuletzt auf verbotener Elefantenjagd erwischt, wurde er vor die Wahl gestellt, entweder eine Reihe von Jahren in Kettenhaft zu verbringen oder als Askari zu dienen.

Natürlich wählte er den zweiten Weg. Er diente nunmehr seit sieben Jahren; während dieser Zeit war er schon zweimal Ombascha gewesen und zweimal wieder zum gewöhnlichen Askari degradiert worden. Das „Warum" lag nahe — Rückfälle in seine kannibalischen Gewohnheiten. Er konnte und konnte nun einmal nicht einsehen, daß gefallene Feinde, auch wenn einem selber grimmigster Hunger in den Gedärmen zwickte, nur von den Würmern oder bestenfalls von Hyänen und Schakalen verzehrt werden durften. Daß er trotz derartigen Vorkommnissen nicht aus der Truppe ausgestoßen worden war, lag an seinen ganz außergewöhnlichen soldatischen Eigenschaften. Ich kann dazu nur sagen, daß ich diesen „Wilden" nicht zum Gegner gehabt haben möchte... Erfreulicherweise — so sonderbar es klingen mag — war gerade das Gegenteil der Fall: wir waren mehr als gute Kameraden, wir waren so etwas wie Freunde geworden. Wenn er nicht gewesen wäre, läge ich schon seit fünfundzwanzig Jahren unter afrikanischer Erde. Er hat mir auf dem Patrouillengang, von dem hier die Rede ist — und lange Zeit danach noch ein zweites Mal —, das Leben gerettet.

Die ersten beiden Marschtage bis zum Ramisi verliefen gleich all den zahllosen vergangenen und zukünftigen Marschtagen in den grenzenlosen, von flimmernder Sonnenglut und tiefem Schweigen erfüllten Steppen Ostafrikas. Lautlose Stille herrscht in diesen Steppen, obwohl sie voll von Leben sind — Tiere machen eben viel weniger Lärm und sind viel weniger bemerk-

bar als Menschen. Die paar armseligen Eingeborenensiedlungen, die es in der Nähe der nur spärlich spendenden Wasserlöcher gegeben hatte, waren schon beinahe vollständig wieder das geworden, was sie einst gewesen waren — einsame öde Wildnis. Auf den ehemaligen Feldern wucherte mannshohes Gestrüpp; zwischen den bröckelnden, dachlosen Lehmwänden der Hütten hausten Schakale und Hyänen; durch die Kronen der bereits von Schlingpflanzen übersponnenen Mango- und Orangenbäume stoben bei unserer Annäherung Scharen von aufgeregt schnatternden Affen davon.

Wir hatten bei Nacht den Fluß durchfurtet — ich selbst mit einer jedesmal wiederkehrenden grausigen Angst vor den Krokodilen im Herzen — und uns noch vor Tagesanbruch in einem Bananenwäldchen auf die Lauer gelegt. Mir war die Stelle von früher her bekannt; in unmittelbarer Nähe führte die von den Engländern verbreiterte Straße zwischen ihrem großen, befestigten Lager Mibujuni und den Feldmagazinen von Ferry entlang. Ich hoffte hier einen vorüberkommenden fetten Provianttransport abzufangen oder noch lieber eine ebenso nahrhafte Viehherde, die immerhin den Vorzug hatte, daß sie den Weg zu unseren Kochkesseln aus eigener Kraft zurücklegen konnte. Da hob Fundi, der sich soeben zu einem Nickerchen ausgestreckt hatte, den Kopf und raunte mir zu: „*Bwana*, auf der Straße kommen Menschen daher, die Schuhe an den Füßen tragen! Ich habe Tritte gehört!“ Und fast gleichzeitig berührte mich ein Askari, den ich zur Sicherung am hinteren Saume des Haines postiert hatte, am Fuße und meldete mit gelassener Stimme: „*Adui tayari kwa njuma, Bwana, Mahindi!* — Feinde von hinten in Sicht! Inder!“

Wir hatten nicht einmal mehr zu einer kurzen Beratung Zeit. Schon im nächsten Augenblick vernahmen wir vor und hinter uns halblaute Stimmen sowie Schritte, die vorsichtig durch den Hain tappten. So tat ich das einzige, was in solcher Lage zu tun ist, und ich tat es mit jener gedankenschnellen Entschlossenheit, die einen das Leben in der Wildnis lehrt: nämlich gerade das, was der andere am wenigsten erwartet! Die auf der Straße

Daherkommenden waren in der Überzahl und fühlten sich daher sicherer als wir. Also zog ich, während ich gleichzeitig einen Finger der Linken warnend auf die Lippen legte, meine Repetierpistole aus der Gürteltasche und deutete mit einer stoßenden Bewegung nach der Straße hin.

Meine gut dressierte Horde begriff sofort; die Askari steckten die Bajonette auf, die Träger nahmen ihre scharfgeschliffenen Buschmesser in die Fäuste; dann glitten wir rasch und leise wie ein Rudel Raubtiere durch den schattendunklen Hain.

Wir hatten wirklich Glück, denn an der Stelle, wo Mariani und ich als erste auf die blendendweiße Straße hinaussprangen, machte der Weg eine scharfe Biegung. Der einzelne englische Askari, der hier gestanden hatte, fuhr mit einem unterdrückten Laut zurück, um im nächsten Augenblick unter Mariani, der sich mit der geschmeidigen Wucht eines Leoparden auf ihn gestürzt hatte, zusammenzubrechen. Erst als wir uns auf der anderen Wegseite befanden, wurden wir von der mit gefälltem Bajonett in den Hain eindringenden Abteilung erblickt. Sogleich begann alles wild durcheinanderzubrüllen und durcheinanderzuschießen; rechts und links huschten meine Leute an mir vorbei, um in einem gegenüberliegenden hohen Maisfeld zu verschwinden. Irgendwo rief eine englische Stimme: „*Get him!*“ Eine krumme, blitzende Waffe schwingend, tauchte ein riesengroßer brauner Kerl neben mir auf; meine Mauser knatterte ihm entgegen, da traf mich ein klingender Schlag an die linke Schläfe, und wie in einen Brunnen hinab stürzte ich jählings in tiefe Nacht.

ZEHNTES KAPITEL

Auch ein bißchen Glück muß man haben – Wie ein Kannibale sich verhalten kann – Das rettende Eiland – Zehn feuchtfröhliche Stunden zwischen Feuer, Moskitos und Krokodilen – „Schlagt das Wasser!“ – Eine sauer erworbene Kuh und ein unverschämter Löwe – Der Mann, der am Wege lag

---

Die Vorgänge der nächsten Minuten kenne ich nur durch die knappen Berichte meiner Leute, und von dem, was Mariani in den darauffolgenden fünf Tagen erlebte, weiß ich fast gar nichts. Über seine eigenen persönlichen Leistungen verlor er — auch mir gegenüber — kaum je ein Wort.

Was mich dort eigentlich am Kopfe getroffen hat, habe ich nie erfahren. Außer einer gewissen Benommenheit und Taumeligkeit sowie einer schmerzhaften Beule, die ich noch lange spürte, machten sich keinerlei Folgen bemerkbar. Die Nacht, in die ich nach dem Schlage versank, muß immerhin ein paar Minuten gedauert haben, denn als ich daraus wieder auftauchte, lag ich am Boden eines englischen Stahlboots auf dem Flusse, und mählich wurde mir der Sinn einer Frage klar, die immer wieder an mich gerichtet wurde. Sie kam aus dem Munde des Askari Tingineza, der sich über mich beugte. „*Bwana, unajua ku fanya namna gani kazia hiki?* — Weißt du, wie man dieses Ruder gebraucht?“ Dabei hielt er mir ein Ruder vor die Nase.

Die Schwarzen waren ihre Einbäume gewöhnt und konnten paddeln, aber ein europäisches Ruderboot vermochten sie nicht zu handhaben, denn unbekümmert um ihr wildes Herumdreschen mit den Rudern schoß das Fahrzeug reißend schnell stromab. Allerdings hatte das sein Gutes, denn die Verfolger droben am Ufer knallten uns nach, daß es nur so pfiff. Hinter der nächsten Krümmung waren wir vorläufig außer Sicht, und nunmehr konnte ich mich wenigstens soweit aufrappeln, um das Boot in ein Schilfdickicht am jenseitigen Ufer zu steuern.

Wie eine geängstigte Schar Frösche hüpfte die Besatzung nach allen Seiten über Bord und ins Wasser hinein, und jetzt erst bemerkte ich, daß fünf Mann fehlten, drei Träger, der Askari Ali Soliman und — Mariani!

„Halt! Wo sind die andern?“ brüllte ich. Der alte Tingineza, dem unaufhörlich das Blut, anscheinend infolge eines Streifschusses, die Backe herunterrieselte, sagte leise: „*Bwana*, wir wissen es nicht. Wir durften nicht länger warten! Komm, du kannst noch nicht recht gehen; ich stütze dich auf dem Wege zum Ufer und erzähle dir inzwischen, was geschehen ist.“

Ich zögerte — aber was k o n n t e ich unter diesen Umständen für die Vermißten tun... So ließ ich mich von Tingineza und Fundi vorwärtsschleppen. Währenddessen berichteten sie mir in keuchenden, unzusammenhängenden Worten das folgende: Fundi hatte mich aufgefangen, als ich zusammenbrach und mich auf Marianis Befehl rasch in das Maisfeld gezogen. Dabei sah er noch, daß der Ombascha und der Askari Ali Soliman sich hinter dem von mir niedergeschossenen Inder hinlegten und ein heftiges Feuer auf die Angreifer eröffneten. Ein herbeigerufener Träger half Fundi, mich weiterzuschleifen, und als sie am gegenüberliegenden Rande des schmalen Maisfelds ankamen, sahen sie von der Uferböschung herab, wie der Askari Saidi gerade einem Manne, der drunten ein Boot anbinden wollte, auf den Rücken sprang. Wie Tingineza hier ergänzend hinzusetzte, war das von zehn oder zwölf Indersoldaten bemannte Boot in dem Augenblick drunten angekommen, als die ersten der Unseren oben aus dem Mais hinaustraten. Die Inder waren, ohne rechts oder links zu blicken, hinausgesprungen, im Laufschritt einen Hohlweg hinaufgerannt, in Richtung der weiter hinten knatternden Schüsse, und hatten nur die eine Wache in dem Fahrzeug zurückgelassen. Sie war von Saidi prompt „erledigt“ worden, und dann hatten sie eben nur noch so lange auf die Fehlenden warten können, bis droben die ersten feindlichen Askari aus dem Maisfeld brachen.

Das war alles, was die beiden über dieses Lederstrumpf-Stücklein, das sie da fertiggebracht hatten, zu sagen wußten.

Daß noch einige weitere dieser braven schwarzen Kerle verwundet sein mußten, merkte ich an der rötlichen Farbe des Schlammwassers. Wir drei kamen nur sehr langsam voran; ich torkelte während dieses angst- und mühevollen Weges durch die verfilzten Schilfmassen in halber Betäubung hin und her, und die brütende Luft war immer schwerer zu atmen. Auch Fundi schien das zu empfinden, er schnüffelte ein paarmal prüfend, dann blieb er stehen und sagte: „*Bwana*, vor uns muß die Steppe brennen!"

Da kamen auch schon zwei der Vorausgegangenen mit der unerwarteten Meldung zurück, daß wir hier nicht am anderen Ufer, sondern auf einer kleinen Insel gelandet waren, in deren Mitte sich ein Viehkral und einige bewohnte Hütten befanden, und daß die Leute vor einer Weile das dürre Gras und Gestrüpp unterhalb des Krales in Brand gesetzt hatten. In Afrika ist es üblich, Steppen oder auch verwucherte Feldflächen abzubrennen — mit uns konnte diese Maßnahme ohnehin nichts zu tun haben, denn wie die beiden aussagten, hatten die Viehhirten bis jetzt noch keine Ahnung von unserer Anwesenheit.

Ich wußte fürs erste nicht, ob diese überraschende Kunde für uns gut oder schlimm war. Jedenfalls konnten wir unter diesen Umständen die Insel nicht vor Abend verlassen und uns auch nicht aus dem deckenden Schilf hinauswagen. So begann eine Wartezeit von ungefähr zehn Stunden, die wohl jedem einzelnen von uns wie hundert vorgekommen sind. Eng nebeneinander hockten wir die ganze Zeit auf zwei im Schilfe liegenden halbverfaulten Baumstämmen. Immer wieder einmal kippte einer von uns, von Müdigkeit übermannt, vornüber und fiel platschend in das Schlammwasser hinein — wir waren ja fast die ganze vorangegangene Nacht hindurch marschiert. Die Moskitos gebärdeten sich, als ob sie uns restlos auffressen wollten — es war schlechthin unsagbar.

Von Zeit zu Zeit schlich einer der Leute auf Kundschaft fort; als die Rauchwolken sich schließlich verzogen hatten, meldeten die Späher, daß nunmehr die ganze Fläche bis zum Viehkral kahlgebrannt war. Ungesehen hinüberzukommen, war demnach

ausgeschlossen, und ebenso unmöglich war es, sich etwa durch die Schilfmassen um die Insel herumzuarbeiten; die immer wieder hörbaren, leise rauschenden und klatschenden Geräusche im tieferen Wasser verkündeten deutlich genug, welch furchtbare Wächter auch diesen Fluchtweg versperrten.

Als schließlich hinter Schilf und Busch der westliche Himmel in vielfältigen Farben zu leuchten und zu funkeln begann, konnte ich die Marter dieses Wartens nicht mehr ertragen; ich watete selber zum Ufer und vertiefte mich, das Feldglas vor den Augen, in eine längere Betrachtung der Gegend. Dann faßte ich einen verrückten Entschluß. Zum Teil entsprang er schierer Wut und Verzweiflung, zum Teil auch dem beklemmenden Gedanken, was meine Vorgesetzten wohl sagen würden, wenn ich von dieser Patrouille mit nichts anderem zurückkommen würde als mit der Meldung, daß ich fünf unserer besten Leute verloren hatte.

Will man das, was wir jetzt unternahmen, der Tapferkeit und nicht einfach der Frechheit zugutehalten, so erwuchs unsere Tapferkeit zumindest aus dem mörderischen Hunger, der in uns allen wütete. Das wenige an *Chokula*, das meine Neger bei dem eiligen Rückzug aus den Bananen hatten mitschleppen können, war im Boote zurückgeblieben, und der eßbare Inhalt meines geretteten Rucksacks ergab bei der Verteilung unter meine sechsundzwanzig Fastengenossen natürlich kaum mehr, als in einen hohlen Zahn ging.

So, wie meine Leute neben mir im Lichte des aufgehenden rauchrotglühenden Mondes über die schwarzgebrannte Fläche auf den Kral zuhuschten, stelle ich mir den Angriff eines Rudels heißhungriger Wölfe vor. Alles wickelte sich mit unheimlicher Lautlosigkeit und Geschwindigkeit ab. Lautlos geschah allerdings auch die völlig überflüssige Niedermetzelung eines harmlosen Viehhirten, von der ich erst erfuhr, als ich den alten Tingineza in einer der Hütten schelten hörte.

Die Bestockung des Krales brachte uns eine Enttäuschung; neben einem fußkranken Ochsen befanden sich nur zwei Kühe mit Kälbern und ungefähr zwanzig Ziegen und Fettschwanz-

schafe darin. Nach der Aussage der Hirten, die wir natürlich ein Stück weit mitnehmen mußten, damit sie uns nicht etwa die Engländer auf die Fersen hetzten, sondern uns halfen, das Vieh durch den Flußarm zu bringen, gehörten die Tiere dem *Serkal*, der englischen Regierung.

Obgleich die Engländer uns jeden Augenblick aufstöbern und über den Hals kommen konnten, mußte ich meinen Leuten doch einige Stunden Zeit gönnen, um die vier Fettschwanzhammel zu vertilgen, die sie sofort abgestochen hatten, und zwar vertilgten sie die Hammel so gründlich, daß von den Resten kein Rabe mehr satt geworden wäre. Gegen zehn Uhr furteten wir dann den schmalen, aber bedenklich tiefen Flußarm, der uns von der Steppe trennte. Um sicher zu sein, daß es die richtige Übergangsstelle war, ließen wir den vier Hirten, deren wir uns durch ein Leitseil versichert hatten, den Vortritt. Da sie mir selbst erzählt hatten, daß die *Mamba*, die Krokodile, bei nächtlichen Übergängen schon häufig Menschen und ungezähltes Vieh erbeutet hätten, kam ich auf den Gedanken, jedem der vier ein Zicklein auf den Arm zu geben, mit der Anweisung, das Tier sofort ins Wasser zu werfen, falls sich ein Krokodil näherte. Dieser Einfall erwies sich als angebracht und wirksam, denn zwischen dem letzten der vier und dem darauf folgenden Askari Saidi fuhr tatsächlich eine der Bestien hindurch, und im Nu hatte sie das Lamm gepackt, das der vorausgehende, entsetzt aufschreiende Viehhüter schon aus lauter Schreck fallen gelassen hatte. Auch mir selbst, dem Sechsten in der Reihe, saß ein Angstgebrüll sehr locker in der Kehle; ich pflügte daraufhin mit einer Bugwelle durch die schwarze Flut wie ein Torpedoboot.

„*Pigeni maji, pigeni kelele!* — Schlagt das Wasser, schlagt Lärm!“ rief ich den Nachfolgenden zu, während ich hastig das Ufer hinaufklomm. Mich trieb die Furcht, hier noch mehr Leute zu verlieren, und jetzt kümmerte mich auch nicht die Möglichkeit, jenseits des Flusses gehört zu werden. Das Wasser peitschen, oder noch besser: hineinschießen — das ist das einzige, was man an von Krokodilen gefährdeten Stellen tun kann. Meine Leute taten es denn auch mit solcher Überzeugung und

Stimmkraft, daß es mich heute noch wundert, wieso die Engländer jenseits des Flusses nichts von dem Höllenkrach vernommen haben und uns nicht unverzüglich aufs Fell gerückt sind.

Vergessen hatten sie uns nicht, wie wir am zweiten Marschtag an ihren frischen Fährten erkannten — es waren Fährten von beschlagenen Hufen! Offenbar hatte man uns indische Lanzenreiter nachgeschickt, und denen wären wir sicherlich nicht entkommen. Der Feind hatte angenommen, daß wir geradewegs am anderen Ufer gelandet wären, und mit keinem Gedanken an das Inselchen im Ramisifluß gedacht.

Bis zu jenem Nachmittag war unser Marsch ohne jeglichen Zwischenfall verlaufen. Gegen Abend machten wir in einer evakuierten kleinen Eingeborenensiedlung halt, deren Hütten von unseren Truppen oder vom Gegner selber niedergebrannt worden waren. Wie ich schon erwartet hatte, waren die beiden Kälber den Anstrengungen nicht gewachsen gewesen; das eine hatten wir am Abend vorher und das zweite am Morgen dieses Tages abtun müssen; auch die Ziegen und Schafe hatten sich unterwegs um mehrere Stück verringert. Ich wollte nichts versäumen, um die restlichen Tiere vollzählig über den Umba zu bringen, und ließ deshalb die *Boma* des zerstörten Dorfes, den Viehkral, notdürftig ausbessern, denn schon in der letzten Nacht hatten sich Löwen, angelockt durch die Witterung des zahmen Viehes, ringsum bemerkbar gemacht. Der Tiere halber waren wir notgedrungen langsam, aber dafür die halbe Nacht hindurch marschiert, und da wir bereits in den vorhergegangenen zwei Nächten so gut wie gar nicht geschlafen hatten, versanken wir nunmehr alle miteinander in einen wahren Totenschlaf — auch die vier aufgestellten Wachen!

Durch einen gellenden Ruf und einen darauffolgenden wilden Tumult wurde ich jählings geweckt. Ein Feuer gegen die Raubtiere zu unterhalten, wäre unter den obwaltenden Umständen zu gewagt gewesen, aber das Licht des noch beinahe vollen Mondes genügte, daß ich, zwar nur für den Bruchteil einer Sekunde, doch klar und deutlich ein Bild sah, das wohl nur

wenige Menschen gesehen haben, und das unauslöschbar in meiner Erinnerung bleiben wird: ein Löwe, der, eine der Kühe zwischen Zähnen und Tatzen haltend, über die immerhin fast mannshohen Palisaden des Krales setzte! Ich erwähne das, obgleich ich weiß, daß das hier Gesagte zu den Dingen gehört, über die manch einer lächelnd die Achseln zu zucken pflegt...

Die bei solch unvorhergesehenen Ereignissen üblichen ungezielten Schüsse knallten in die Luft, die ebenso üblichen, besser gezielten Ohrfeigen hinterdrein — dann waren Besinnung und Ordnung wiederhergestellt. Es ergab sich, daß kein Mensch Schaden genommen hatte, obwohl der *Simba* zwischen mehreren Gruppen Schlafender hindurchgewandelt sein mußte, um zu den Kühen zu gelangen. Auch die an den Dorfeingängen postierten Schläfer — „Wachen" konnte man sie ja wirklich nicht nennen — kamen allmählich, harmlos und erstaunt tuend, angeschlichen. Sie waren sichtlich erleichtert, daß ich eine der schwersten militärischen Verfehlungen, das Schlafen auf Wache, mit ein paar Maulschellen als gesühnt gelten ließ.

Am Morgen des vierten Marschtages stießen wir auf einen am Wege liegenden Menschen, der dem Dursttod bedenklich nahe war. Rund um seinen ausgestreckten Körper saß eine Versammlung von Geiern, die sich nur zögernd und mit widerwilligem Krächzen bei unserem Näherkommen erhoben. Der Unglückliche sah so schrecklich aus, daß wir in ihm erst nach einigen Minuten einen der drei Träger erkannten, die wir seit dem Kampfe am Ramisi vermißten. In seinem Skalp fehlte ein fast handgroßes Stück; ein Fliegenschwarm stieg von der entzündeten Wundfläche und von seinen aufgesprungenen und geschwärzten Lippen auf. Seine Rechte umklammerte einen belaubten Zweig, mit dem er sich offenbar der Aasvögel erwehrt hatte, bis er die Besinnung verlor. Herz und Lungen arbeiteten nur noch schwach. Während Fundi und Tingineza ihm behutsam die letzten Tropfen der übel duftenden Kaffeebrühe einflößten, die ich mir seit dem vorhergehenden Tage in der Feldflasche aufgespart hatte, schrieb ich hastig eine Meldung nieder und schickte sie durch den leichtfüßigsten der Träger zum Kompanielager voraus. Bis dorthin waren es nur noch etwa zehn Kilometer. Nahebei wurde ein Blätterdach gegen die Sonne errichtet, unter das wir den Aufgefundenen betteten.

Dann trieb ich meine Safari zuerst mit gütlichen, schließlich mit gröblichen Worten und mit Püffen weiter — wir alle hatten seit dem Vortag nichts mehr zu trinken bekommen.

Die Leute lagen gerade alle nebeneinander auf dem Bauche und sogen das trübe Wasser des Umba in sich hinein wie ausgequetschte Schwämme, als unser Stabsarzt bereits über die Brücke geritten kam. Mein Kommando zur Achtungstellung mit nervöser Miene abwinkend, richtete er ein paar eilige Fragen über den Zustand der draußen Zurückgelassenen an mich und trabte dann, gefolgt von zwei schweißtriefenden Sanitätsaskari und einem Trupp von Krankenträgern ins Niemandsland hinaus. Auch Hauptmann Kempner winkte eine Stunde darauf im Kompanielager nach einem Blick auf unsere Gesichter meinen Leuten sofort „Wegtreten!" zu, und ich selbst bekam Befehl, auf seiner Veranda Platz zu nehmen und einen Whiskysoda zu trinken. Nachdem er sodann, still und aufmerksam wie immer, meinen Bericht angehört hatte, sagte er kurz und schlicht: „Ich sehe keinerlei Anlaß, Sie für die erlittenen Verluste an Leuten verantwortlich zu machen. Ich danke Ihnen."

Als ich am nächsten Morgen auf das Wecksignal hin die Augen aufschlug, stand Fundi schon neben meinem Bett; und während er das Moskitonetz zurückschlug, meldete er in seiner gewohnten eintönigen Art: „*Bwana*, Ombascha Mariani ist heute nacht zusammen mit noch einem von unseren Trägern zurückgekommen. Willst du heute Bananenpfannkuchen oder Brot zum Frühstück haben? Ich habe frisches gebacken."

ELFTES KAPITEL

Eine Himmelfahrts-Patrouille – „Aber solch ein Vieh gibt's doch gar nicht...!" – Leutnant Schäfer hält eine ermunternde Abschiedsrede – Die Nase des Kannibalen – Indianerstrategie – „Er brannte wie ein dürrer Baum..." – Hunger, Märsche, Kämpfe und endloser Regen

---

Erst eine Woche darauf fand ich Gelegenheit, Mariani zu fragen, wie er denn dort an der Ramisistraße den Engländern entronnen, dann über den Fluß und zurück nach Jassin gekommen war. Bis zum vorhergehenden Tage war er wegen zwei Verwundungen in Lazarettbehandlung gewesen; als er aber gehört hatte, daß eine starke Kampfpatrouille abgehen sollte, der auch ich zugeteilt war, hatte er sich sogleich an Stabsarzt und Kompanieführer mit der Bitte gewandt, dabeisein zu dürfen. Trotz all seiner Wortkargheit hörte sich das, was er mir auf dem Marsche in gleichmütig hervorgebrachten, abgerissenen Worten erzählte, an, als hätte er es aus Coopers Lederstrumpf entnommen. Nacherzählt — und ergänzt durch das, was er aus naheliegenden Gründen über die Art seiner Verproviantierung auf diesem einsamen Marsche verschwieg — würde das Ganze allein fast den Rahmen dieses Buches füllen.

Der Vollständigkeit halber sei hier nur erwähnt, daß der Askari Ali Soliman, der mit Mariani zusammen unsere Flucht ins Maisfeld gedeckt hatte, neben ihm mit einem Halsschuß gefallen war, und daß der Ombascha den Träger Ramadan zwei Tagesmärsche vom Umba entfernt in halbverhungertem Zustand aufgefunden, geatzt und dann die letzten vierzig Kilometer weitergetrieben und geschleppt hatte. Für Ramadan, der zu meinen aus Britisch-Ostafrika mitgebrachten Leuten gehörte, gab es seitdem niemand auf der Welt, den er so sehr haßte und verabscheute wie seinen Lebensretter Mariani. Die Gründe dafür hat er mir gegenüber immer nur angedeutet, sie hingen mit

jener Atzung zusammen, die der Kannibale ihm damals aufgezwungen hatte...

Die eigentliche Aufgabe der oben erwähnten Kampfpatrouille bestand darin, das englische Feldmagazin Ferry „auszunehmen". Um dieses schwierige Unternehmen aussichtsreicher zu gestalten, sollte nur der kleinere Teil unserer Streitmacht unter meiner sachkundigen Leitung den Raubzug bewerkstelligen, die größere Hälfte aber, die von Leutnant Schäfer geführt wurde, beim englischen Sammellager Mibujuni „einen Stunk vom Zaune brechen", wie der Leutnant sich ausdrückte. Dadurch sollte verhindert werden, daß meine löblichen Absichten etwa von Mibujuni aus gestört oder mir nach geschehener Tat Verfolger auf die Fersen gesetzt würden.

Zum „Anlernen" war mir ein deutscher Unteroffizier namens Mohn zugeteilt worden. Der zwanzigjährige junge Mann, dessen rosiges, rundes Bubengesicht eher einem Fünfzehnjährigen zu gehören schien, war erst in Tanga zu unserer Kompanie gekommen, und dieser Zug in Feindesland war sein erster. Es sollte auch sein letzter werden...

Erst kurz vor Kriegsausbruch war er in Afrika — am Schreibpult einer Tangaer Amtsstube — gelandet, hatte schon nach Monatsfrist eine schlimme Malaria erwischt und dann nach wochenlangem Spitalaufenthalt sogleich zu einer Ausbildungskompanie einrücken müssen. Dadurch erklärten sich die etwas kindlich anmutenden Vorstellungen und Erwartungen, die er von der afrikanischen Wildnis hegte. Unterwegs fragte er mich über alles aus, was die schweigenden Weiten um uns bargen. Bei einem ihrer Geschöpfe versagte meine Beschreibung allerdings völlig. Aber das war begreiflich, denn wie ein Warzenschwein-Keiler aussieht, ist unbeschreiblich. In der Abenddämmerung des ersten Marschtages hatte der Leutnant einen geschossen und uns herzugerufen. Stumm und fassungslos starrte Mohn eine Weile dieses phantastische Gebilde der Natur an, um dann in den mir unvergeßlichen Ausruf auszubrechen: „Aber... solch ein Vieh gibt's doch gar nicht...!"

Sehr zum Bedauern dieses romantischen Knabengemüts ver-

lief unser Marsch durch das Niemandsland sonst völlig ereignislos. Die gelb und gelblichgrau getönte Steppe lag jetzt, am Ende der Trockenheit, so ausgedörrt, so einsam und totenstill unter dem bleierngluhenden Himmel, als hätte sich auch der Fuß des ausdauerndsten und unerschrockensten, aber auch friedlosesten aller Wesen, des Menschen, seit langer, langer Zeit nicht mehr in diese verschmachtende Öde gewagt.

Ein paar Wegstunden vor der Ramisi-Niederung teilte der Leutnant am Morgen des dritten Marschtags die Mannschaften für die beiden Unternehmungen ein. Mit mir sollten außer Mohn Ombascha Mariani, fünfzehn Askari und vierzig Träger gehen, mit Leutnant Schäfer fünfundzwanzig Askari und nur die Träger für die Maschinengewehre.

Beide Hände wie gewöhnlich in die Hosentaschen versenkt und den Blick seiner merkwürdig ausdruckslosen, hellen Augen über unsere Köpfe hinweggerichtet, sagte der Offizier: „So, nun wollen wir uns mal an die Sache ranwurmen, Heye. Was und wie Sie's anstellen wollen, wissen Sie hoffentlich, denn ich habe keinen Schimmer davon. Ich weiß nicht einmal, wie ich's selber anstellen soll. Wenn alles klappt, werden Sie sich morgen nacht einen vernünftigen Whisky aus den Beständen unserer Herren Gegner hinter die Binde gießen können und ich mir, wenn's hoch kommt, einen Schluck Krokodiljauche aus dem Ramisi. Ist mir aber auch schnuppe. 'nen Treffpunkt wollen wir lieber nicht ausmachen, denn wenn einem von uns der Heldentod blühen sollte, könnte dann der andere warten, bis er Wurzeln schlägt, und dabei noch selber ins Schlamassel geraten. Wenn Sie also was erwischt haben, sausen Sie damit heimwärts, so rasch Sie nur sausen können! Hals -und Beinbruch!"

Damit drehte er sich um und stelzte ohne irgendwelche Formalitäten in östlicher Richtung davon. Ich habe selten einen Menschen gesehen, dem alles und jedes auf dieser Welt so ungeheuer gleichgültig war wie diesem noch jungen Offizier. Insofern glaube ich im Ernst, daß ihn das gnadenlose Geschick, von dem er einige Monate später ereilt wurde, nicht gänzlich zermalmt hat — ein Streifschuß nahm ihm das Licht beider Augen.

Auch auf der letzten Strecke unseres Anmarschwegs sahen und hörten wir nichts vom Feinde, bis wir, unmittelbar nachdem die Sonne in einem Strom von Glut und Feuer hinter drohenden Wolkentürmen versunken war, zum Flusse hinabstiegen. Eine vorausgeschickte Spitze hatte die Furt zu meiner Verwunderung als unbewacht gemeldet. Wäre ich daraufhin nicht, mit Mariani zusammen, selbst noch einmal hinuntergeschlichen, so wären wir wohl in eine böse Geschichte hineingetappt — im Röhricht verborgen lag ein anscheinend mit Indersoldaten besetztes Boot. Mariani entdeckte sein Vorhandensein durch eine Spur von Zigarettenrauch, der ihm in die Nase wehte.

Geräuschlos zogen wir uns wieder zurück; droben angekommen, packte Mariani die beiden unzuverlässigen Späher am Halse und drückte ihnen mit einem gezischten „*Miguruve ninyi!* — Ihr Schweine!" die Kehlen zu, bis ihre Gesichter blau anliefen.

Der Wasserstand des Flusses war seit der vergangenen Woche so erheblich gefallen, daß wir nicht weit oberhalb zwei nebeneinanderliegende Übergangsstellen fanden, die sogar noch besser waren als die bewachte Furt.

Erst am jenseitigen Ufer wurde unser Weitermarsch schwierig und gefährlich. Da wir es natürlich nicht wagen durften, die große Straße zu benutzen, mußten wir uns parallel zu ihr etwa drei Kilometer durch Feld- und Buschflächen vorwärtsarbeiten, bis im Scheine eines fernen Wetterleuchtens der isolierte Hügel vor uns auftauchte, auf dem die Baulichkeiten des Feldmagazins standen. Durch Gefangenenaussagen und frühere Erkundungspatrouillen, von denen ich selber eine geführt hatte, waren wir über Anlage und Verteidigungsstärke des Platzes leidlich gut unterrichtet. Üblicherweise bestand die Besatzung aus einer halben Kompanie, entweder Indern oder schwarzen Askari; dazu kam allerdings noch eine uns unbekannte Anzahl ringsum eingebauter Maschinengewehre.

Wir hatten alles schon vorher verabredet: Mariani, der bereits zweimal hier gewesen war, setzte sich mit einem stummen Wink an die Spitze der Trägerschar. In der einen Hand ein Busch-

messer, in der andern einen kurzen Speer oder eine Wurfkeule, verschwanden die dunklen Gestalten schweigend in der Nacht. Zwei ebenfalls vorher bestimmte Askari schlichen den hellschimmernden Pfad zum Flusse hinab, um sich des drunten stationierten Fährboots zu bemächtigen — der englische Ortsname „Ferry“ bedeutet Fähre. Die andern zogen sich im Halbkreis auseinander; Mohn übernahm den linken, ich den rechten Flügel. Dann begann die unangenehmste Zeitspanne — das Warten vor dem Feinde, bis alles bereit war. Die wolkenschwere Finsternis der Nacht war günstig für uns, noch günstiger aber eine neuerliche Nachlässigkeit des Gegners, nämlich die hochlodernden Feuer und die hellerleuchteten Fenster und Türen der Lagerhäuser und Baracken droben. Mir gegenüber ging eine Schildwache langsam auf und ab, und langsam und beharrlich folgte ihr der Lauf meines Gewehres.

Bisher war alles planmäßig verlaufen. Die Besatzung war augenscheinlich noch völlig ahnungslos, aber mir schien es, als wären aus den angesetzten zwanzig Minuten mindestens schon vierzig geworden, und jeder meiner Atemzüge wurde unruhiger und beklommener, bis endlich, endlich das leise durchgesprochene Wort „*Tayari!* — Fertig!“ bei mir anlangte. Mit einem infolge der Nervenanspannung bebenden Finger drückte ich ab, und dem Donner meiner schweren Büchse folgten prompt auf drei Seiten des Hügels die dumpf krachenden Salven unserer Askarigewehre.

Eine oder zwei Minuten lang wurde das Feuer von droben nur durch verwirrte Rufe und rennende Schritte beantwortet; als schließlich die ersten feindlichen Schüsse aufblitzten, hatte jeder unserer Leute bereits seine befehlsgemäßen drei abgefeuert, war dann aufgesprungen und einige Sätze vorgeschnellt. Auf halber Höhe warfen sich alle wieder nieder und gaben nochmals zwei bis drei wohlgezielte Schüsse ab. Nunmehr sprühte und knatterte es über uns aus allen vorhandenen Rohren, und endlich wurde das wilde Feuer von dem Geheul übergellt, auf das wir gewartet hatten, das Geheul von Marianis Meute, die sich inzwischen lautlos bis dicht an die hintere, vierte Seite der Verschanzung herangeschlichen hatte. Das war für uns das Signal zum Sturm.

Der Indianertrick brachte uns einen Anfangserfolg, doch die überrumpelte Besatzung — es waren Neger und Somali-Askari — wehrte sich mit verzweifelter Tapferkeit. Ihre weißen Führer brachten allmählich Ordnung in den Widerstand, und da uns die Angegriffenen an Zahl wohl dreifach überlegen waren, hätten sie uns vielleicht zuletzt noch mit blutigen Köpfen heimgeschickt, wenn im kritischen Augenblick nicht etwas Unvorhergesehenes eingetreten wäre: Ein jäher Stoß heißer Luft, der wie eine ungeheure Faust aus der Mitte des Forts fuhr, warf uns alle, Freund und Feind, gleich einer Handvoll Spreu zu Boden, und gleichzeitig schoß mit Donnergetöse eine Feuersäule zum Himmel empor — ein Munitionsschuppen war in die Luft geflogen. Das unerwartete Ereignis, dessen Ursache mir unerklärlich geblieben ist, führte die Entscheidung zu unseren Gunsten herbei. Was von den Verteidigern noch laufen konnte, das stürzte, beleuchtet von den überall hochschlagenden Flammen, in panischem Entsetzen den Hügel hinab. Zusammen mit einigen Askari drang ich hastig in eines der lichterloh brennenden Magazine ein und warf alles, was mir unter die Hände kam, durch Tür und Fenster hinaus. Doch die Beute stand in keinem Verhältnis zu unseren Verlusten, denn dem Signal „Sammeln!“ kamen volle elf Mann von meinen Leuten nicht nach, und unter den Fehlenden befand sich zu meinem Schrecken auch Mohn. Niemand wußte etwas von ihm, nur sein Boy, ein winzig kleines Bürschlein, berichtete mit Tränen in den Augen, daß er seinen *Bwana* beim Sturmangriff noch vor sich hatte aufspringen sehen; dann aber hatte er ihn aus den Augen verloren und seitdem überall zwischen den Toten und Verwundeten vergeblich nach ihm gesucht.

Es war einer der fünf gefangenen englischen Askari, der mit den Worten „*Bwana*, dieser da ist ein Europäer, der zu euch gehört!“ auf einen schwarzverkohlten menschlichen Körper deutete. „Der starke heiße Wind der Explosion schleuderte ihn gegen mich“, fuhr der Gefangene fort. „Er brannte wie ein dür-

rer Baum. Ich stieß ihn weg, er rollte hierher, und sieh, hier liegt er noch."

Ring, Uhr und einige andere geschwärzte Metallgegenstände an dem Leichnam bewiesen, daß es der Gesuchte war...

Wir konnten den Zeitverlust nicht wagen und mußten darauf verzichten, ihn und die andern Toten zu begraben, denn jeden Augenblick war zu erwarten, daß uns englische Truppen, durch den Feuerschein aus Mibujuni herbeigerufen, angriffen. Ob Leutnant Schäfer mit seiner Abteilung sie daran zu verhindern vermochte, war jedenfalls äußerst ungewiß. So ließ ich die Überreste meines weißen Kameraden, zusammen mit denen der schwarzen, dem Feuer übergeben.

Einer der elf Vermißten hatte sich unterdessen unverletzt eingefunden, und ein zweiter, der schwere Brandwunden erlitten hatte, war noch rechtzeitig aus einem Gestrüpp geborgen worden, als es soeben Feuer fing. Kaum drei Safarikisten füllten wir mit dem, was wir aus dem brennenden Magazin hatten herausholen können; dazu kamen noch drei unbeschädigte Maschinengewehre sowie einige Kästen Munition und vierundzwanzig Gewehre, Patronentaschen und andere Ausrüstungsgegenstände, die wir den zurückgelassenen feindlichen Toten und Schwerverwundeten sowie unseren fünf Gefangenen abgenommen hatten. Da nur drei der Gefangenen leicht verletzt waren, standen mir zum Glück noch genug Leute zur Verfügung, so daß die Nichtmarschfähigen unserer Verwundeten getragen werden konnten. Die Verwundeten des Gegners hatte ich nur aus dem Feuerbereich schaffen lassen können und sie dann ihrem Schicksal überlassen müssen. Einer davon war ein englischer Sergeant; nach einem schweren Bauchschuß hatte ihm bei der Explosion ein Trümmerstück Schlüsselbein und Oberarm zermalmt. Als ich ihm einen Schluck aus meiner Feldflasche eingeflößt hatte, hielt er meine Hand fest und bat und flehte, ihm auch noch eine erlösende Kugel zu geben. Ich schüttelte den Kopf und riß mich los; doch als mir gleich darauf einer der Träger eine auf dem Kampfplatz gefundene Offizierspistole brachte, hieß ich ihn, sie neben dem verwundeten englischen *Bwana* niederzulegen...

Erst als wir den feuerbestrahlten Hang hinunterhasteten, spürte ich außer den zahlreichen Brandwunden an meinen Händen und Armen einen brennenden Schmerz und ein klebriges Gefühl an der rechten Körperseite. Während Fundi tastend feststellte, daß ich einen Streifschuß zwischen der dritten und vierten Rippe davongetragen hatte, entdeckte ich einen blutgetränkten Fetzen an seinem sonderbar lose herabhängenden linken Oberarm. Meine Frage beantwortete er mit einem gepreßten: „*Mfupa vunjika, Bwana!* — Der Knochen ist entzwei!" Dieser stillste und bescheidenste von allen Schwarzen, die mir jemals gedient haben, hatte sich auch diesmal nicht abhalten lassen, in meiner Rufweite zu bleiben, und er hat es später als einarmiger Krüppel unbeirrt so weitergehalten, bis ein Jahr darauf, in der Schlacht bei Kissaki, eine Kugel den Schlag dieses treuen Herzens aufhielt.

Drunten am Flusse angekommen, mußte ich feststellen, daß der erlittenen schweren Verluste noch nicht genug waren: die zwei Askari, die das Fährboot hatten kapern sollen, fehlten ebenfalls; weder von ihnen noch von dem Boot war eine Spur zu entdecken. Was den beiden widerfahren, was aus dem Fahrzeug und seiner Besatzung geworden ist, haben wir nie in Erfahrung gebracht. Wir konnten uns nicht lange mit Nachforschungen aufhalten, denn abgesehen von der uns vom Feinde drohenden Gefahr, war mittlerweile eine neue, für Ostafrika charakteristische Gefährdung aufgetaucht — der Fluß schwoll von Sekunde zu Sekunde mehr an. Wie schon das Wetterleuchten nach Sonnenuntergang verkündet hatte, war weiter stromaufwärts ein Gewitter niedergegangen. So rasch es der Transport der vielen Verwundeten nur zuließ, eilten wir am Ufer entlang flußabwärts. An der Übergangsstelle, die wir auf dem Hermarsch benutzt hatten, reichte uns das Wasser jetzt schon bis unter die Achseln; es stieg noch merklich, während wir uns hindurchkämpften, und führte strudelnde Massen von Gras und Gestrüpp und bedrohlich daherschießende Baumstämme mit sich. Eine Viertelstunde später wäre der Übergang bereits unmöglich und damit unser Schicksal besiegelt gewesen.

Als ich, am andern Ufer angelangt, beim Scheine aufzuckender Blitze meine Mannschaft abzählte, ergab sich zu meiner unsagbaren Erleichterung, daß weder das Hochwasser noch die Krokodile weitere Opfer gefordert hatten. Die Musterung war das letzte, wozu unsere Kräfte noch imstande waren; danach fielen wir einfach um und blieben, ohne uns zu rühren, unter den hohen Bäumen des Galeriewalds liegen — obwohl das Gewitter bald darauf losbrach und mit zuckenden Feuerstrahlen und rauschenden Wasserfluten stundenlang wütete.

Gegen drei Uhr brachen wir, während der Regen immer noch in wahren Wogen herabstürzte, unter dem herzzerreißenden Wimmern und Stöhnen der Schwerverbrannten mit wund- und kältesteifen Gliedern auf, um vor Tagesgrauen wenigstens aus der gefährlichen Flußniederung herauszukommen. Dabei stellte sich erst heraus, daß beim Durchfurten des Flusses neben verschiedenen andern Besitz- und Beutestücken auch eines der eroberten Maschinengewehre verloren gegangen war.

So hemmend und niederdrückend das Unwetter an sich war, und so empfindlich sich in diesem Tropenklima die gleichzeitig eingetretene jähe Abkühlung für uns bemerkbar machte, so hatte der Wolkenbruch doch den großen Vorteil, daß er unsere Spuren verwischte, und — was noch wichtiger war — daß wir auf dem Heimmarsch wenigstens Trinkwasser hatten. Bei Tagesanbruch hörte die Sintflut für eine Stunde auf. Wir lagerten am Rande eines Akazienhains, und während ich mit einigen Askari das verzweiflungsvoll Wenige für die Verwundeten tat, was hier getan werden konnte, hatte der auf Jagd geschickte Mariani das Glück, ein feistes Zebra zu erlegen. Da gleich darauf ein neuer Wolkenbruch einsetzte, bedeutete es keinerlei Gefährdung unserer Sicherheit, daß wir Feuer anzündeten. Daran brieten wir das Fleisch, und ich konnte mir einen Kaffee machen, der meine trostlose Stimmung wenigstens ein klein wenig aufbesserte.

Gegen Mittag starb der erste der Schwerverwundeten, in der Frühe des nächsten Morgens der zweite, und wiederum vierundzwanzig Stunden später, als wir im selben Dorfe lagerten, wo

uns auf der letzten Patrouille der Löwe die Kuh entführt hatte, folgte ein dritter nach.

Auf einer Safarikiste hockend, schaute ich grübelnd zu, wie die Träger unter gleichgültigem Schwatzen und Lachen wieder einmal eine Grube scharrten, und ich hoffte inbrünstig, daß es endlich die letzte auf diesem Unglücksweg sein möchte, als mir eine der aufgestellten Wachen etwas zurief. Mit einem fragenden „*Nini?*“ wandte ich mich um, aber da hörte ich bereits selbst — ein wütend knatterndes Gewehrfeuer draußen in der im Morgennebel dampfenden Steppe.

Ich fühlte mich an jenem Morgen ganz besonders müde und zerschlagen, die Beine in den voll Wasser gesaugten Kleidern und Gamaschen waren mir bleischwer, die Muskeln von Brust und Oberarm infolge der entzündeten Wunde an den Rippen steif und schmerzvoll, und in ähnlicher Verfassung befand sich wohl jeder einzelne meiner Leute. Dennoch lieferten die nächsten Stunden mir wieder einmal den Beweis, welcher Leistungen der Mensch fähig ist, wenn es sein muß.

Die im Morgennebel Kämpfenden waren die von fünf- bis sechsfacher feindlicher Übermacht angegriffenen Askari des Leutnants Schäfer. Das Tempo, in dem sich seine Mannen auf meinen Lagerplatz zu bewegten, war beunruhigend; die verfolgenden Truppen drangen mit unseren Askari fast gleichzeitig ins Dorf ein. Wie Leutnant Schäfer später in seinem Gefechtsbericht selbst sagte, wären von seinen Leuten sicher nicht viele nach Jassin zurückgekehrt, wenn ich nicht zufällig dort gelagert und mit meiner Hals über Kopf zusammengerufenen Mannschaft eingegriffen hätte.

Das unerwartete, rasende Feuer, das den Indern aus den scheinbar längst verlassenen und verödeten Dorfgassen entgegenschlug, brachte ihre hitzige Verfolgung zum Stehen. Und als ich dann, wie ich es immer in solchen Lagen rein instinktiv zu tun pflegte, meinerseits sofort zum Angriff überging, wurde aus dem Stocken des Feindes sehr bald ein höchst beschleunigter Rückzug. Dieser Rückzug hätte sich aber kaum so katastrophal ausgewirkt, wie es tatsächlich der Fall war, wenn nicht zu mei-

nem eigenen Erstaunen von dem riesigen Dunghaufen in der Mitte des Viehkrals herab plötzlich ein Maschinengewehr zu hämmern begonnen hätte, dessen tödlicher Kugelgarbe die Inder, die sich neu geordnet und hinter einer Bodenwelle geborgen hatten, nicht zu entrinnen vermochten. Gegen das Feuer unserer Gewehre waren sie durch die Bodenwelle gedeckt gewesen, nicht aber gegen das des höher postierten „*Pompom*"!

Als von der Inderkompanie binnen einer Minute einundzwanzig Mann am Boden lagen, wiederholte sich das, was wir bei ihnen in diesem Feldzug so oft beobachtet haben — ein besinnungsloses Davonrennen. Und auch unsere eigenen Leute blieben sich selber treu, indem sie ebenso besinnungslos hinterdreinrannten.

Es war ein Wunder, daß keiner der Tollköpfe von den fliehenden Indern niedergemacht wurde. Sie brachten im Gegenteil zu den schon vorher gemachten vier Gefangenen noch zwei weitere mit, als sie einige Stunden später, in der Haltung schuldbewußter Hunde, aber jeder einzelne mit Beutestücken beladen, allmählich angeschlichen kamen.

Auf dem Gefechtsfeld begruben wir sechsundzwanzig Tote des Gegners, darunter einen jungen englischen Offizier, und acht von unseren eigenen Leuten. Zwei davon hatten zu meiner Abteilung gehört. Und neben mehr als fünfzig neu erbeuteten Gewehren, einigen Tausend Patronen und zahlreichen Uniform- und Ausrüstungsstücken hatten wir nunmehr vierzehn Schwerverletzte zu transportieren. Nicht ein einziger von uns kam unverwundet zurück von diesem Streifzug ins Niemandsland, dem blutigsten, den ich jemals mitgemacht habe.

ZWÖLFTES KAPITEL

Freund Heins Ernte – Von ungemütlichen Dickhäutern – Ein verrücktes Unternehmen – „Tembo!" – Die Nacht am Loilojo – Das Schicksal meines Boys – Von den Funzas – Gewitterwolken ringsum – Tropenkoller

Es war der blutigste, aber noch lange nicht der letzte Streifzug gewesen, den ich in jener Zeit unternehmen mußte. Eine Schilderung der vielen, vielen Patrouillen, die noch folgten, wäre schon aus Raummangel unmöglich und würde schließlich nichts anderes ergeben als eine eintönige Aufzählung stets gleicher endloser Märsche und Mühseligkeiten, derselben Brandschatzungen und Verwüstungen, hinterlistigen Überfälle und wilden Metzeleien — kurz: immer der gleichen traurigen Bestialität des Menschen. Und dasselbe trifft auf mein ganzes weiteres Kriegsleben in diesem fernen, wilden Lande zu. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in jener wie auch in späterer Zeit Freund Hein oftmals sehr dicht an mir vorüberging, daß es mir manchmal schien, als ob seine leeren Augen bereits auf mich gerichtet wären, sich seine Hand schon nach mir ausstreckte... Um auch hierbei nichts zu verschleiern, will ich gestehen, daß mir ein Ende von allem an manchem langen Tage nur willkommen gewesen wäre und immer willkommener wurde, je länger der düstere Wahnwitz des Krieges meine Wege bestimmte.

Eine ständig zunehmende ungeheure Müdigkeit lastete auf mir. Sie war nicht nur körperlicher Art, obgleich auch die außergewöhnlichen Kraftreserven, mit denen Mutter Natur meinen Körper begünstigt hat, sich in immer spürbarerer Weise erschöpften. Meine frühere Lust am Schauen und Erleben hatte sich im Laufe der Zeit in dumpfe Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit verwandelt; die einzige Sehnsucht, die in mir lebendig blieb, war gerade die nach dem Nicht-mehr-lebenmüssen.

Doch ist es eine alte, sonderbare Erfahrung, daß gerade diejenigen am frühesten gehen müssen, die noch gerne eine Weile dageblieben wären. Rund um mich herum mußten sie gehen, einer nach dem andern. Sie fielen nicht alle vorm Feind; ich glaube, es war sogar die Mehrzahl, die den vielen bösartigen Krankheiten der Tropen erlag, den stets wiederkehrenden Malariaanfällen, dem Schwarzwasser- und Rückfallfieber, der Schlafkrankheit, der Dysentherie, dem Typhus und den zahlreich auftretenden schweren und fast immer tödlich verlaufenden Herzerkrankungen. Auf den Tausenden von Patrouillengängen, die im Verlauf dieses Feldzugs unternommen wurden, gingen sehr viele von uns in den wilden, menschenleeren Steppengebieten an Hunger und Erschöpfung und natürlich vor allem an Durst zugrunde. Andere wurden von räuberischen Eingeborenenstämmen niedergemacht und ausgeplündert oder gar — das haben sich besonders die Massai, und zwar die englischen in gleichem Maße wie die deutschen, mehrfach geleistet — zu Tode gemartert. Und schließlich fiel eine ganze Anzahl unserer Leute den großen Räubern unter den tierischen Bewohnern der Wildnis zum Opfer. Die Krokodile haben den größten Zoll eingeheimst, was sich durch die Tatsache erklärt, daß die Gewässer fast nirgends überbrückt waren. Die eigentlichen Raubtiere hingegen sind den Kämpfern jenes Krieges viel weniger gefährlich geworden, als man im Hinblick auf ihr zahlreiches Vorkommen annehmen sollte, und das, obwohl die größeren Vertreter ihrer Gattung, die Löwen, Leoparden, Wildhunde und Hyänen, in schier unheimlicher Weise zunahmen. Niemand hatte eben mehr Zeit und Muße, ihnen mit Gewehr und Fangeisen nachzustellen.

Neben den heimtückisch lauernden Panzerechsen der Flüsse und Sümpfe waren es in der Hauptsache die grauen Riesengestalten der dürren Ödflächen, die Nashörner und Elefanten, die mit jäher, zermalmender Wucht so manchem wegmüden Dahinziehenden oder friedlich Lagernden zum Verderben wurden.

Bei Nashörnern weiß man ohnehin nie, woran man ist; dasselbe Tier kann unter Umständen einen Menschen nahe an sich vorübergehen lassen, ohne sich im geringsten um ihn zu kümmern, aber plötzlich stürzt es auf einen andern, den es aus weiter Ferne gehört oder gewittert hat, in wilder Wut los, verfolgt hartnäckig den Fliehenden, wirft ihn, wenn nicht ein glücklicher Schuß oder ein leicht ersteigbarer Baum den Gejagten rettet, in die Luft, durchbohrt ihn mit seinen halbmannslangen Säbelhörnern und stampft den Körper unter seinem Fünfzigzentnergewicht in den Boden hinein.

Mit Elefanten verhält es sich insofern anders, als geschlossene Herden dieser Dickhäuter — die im Gegensatz zu den Nashörnern gesellig leben — im allgemeinen dem Menschen geflissentlich aus dem Wege gehen und ihn ungereizt niemals angreifen. Das heißt: bei Tage! Gefährlich aber sind immer und allerwegen die sogenannten Einzelgänger, aus der Herde ausgestoßene alte Bullen. Von ständigem dumpfem Groll erfüllt, gehen sie auf alles Lebendige los, das ihnen in die Quere kommt, gleichviel, ob es Mensch oder Tier ist. Ich war zweimal Zeuge solcher plötzlicher Angriffe. Das erste Mal brach der Elefant, ein wahrer Koloß mit zwei Meter langen Stoßzähnen, nur wenige Schritte von der Spitze einer Trägerkolonne entfernt, noch rechtzeitig unter dem Feuer eines meiner Kameraden zusammen. Der zweite dieser Vorfälle aber, der sich in der Nähe von Kissaki ereignete, stellte eine der grausigsten Szenen dar, die ich je gesehen habe. Der anscheinend uralte, dürre Bulle, der nur noch einen Zahn besaß, hatte, ehe sich mir freies Schußfeld bot, in unglaublich schnellem Angriff aus dichtem Busch heraus zwei meiner Askari rechts und links in die Büsche geschleudert, dann einen fliehenden kleinen Buben mit dem Rüssel ergriffen und niedergeworfen, war auf das schmächtige Körperchen des Kindes getreten und hatte es buchstäblich in zwei Teile gerissen. Das Entsetzen über diesen Anblick ließ meine Hand derartig beben, daß keiner der drei Schüsse, die ich abgab, den Unhold tödlich traf. Offenbar auf der Suche nach dem Schützen, tobte er darauf noch eine ganze Weile ringsum durch das undurchsichtige Dickicht und war dann auf einmal wie vom Erdboden verschwunden. Der eine Askari war mit ein paar Beulen und Schürfwunden davongekommen, der andere muß auf der Stelle tot gewesen sein.

Möglicherweise war es dasselbe Tier, das kurze Zeit darauf, keinen Kilometer von dem menschenwimmelnden Kissaki entfernt, eine Untat verübte, die einen Stich ins Grausig-Komische aufwies und deshalb in der Gegend allgemein bekannt wurde. Die Opfer waren die vier Mann einer heimkehrenden Askaripatrouille. Soweit ich unterrichtet bin, sind zwei der Leute dabei ums Leben gekommen; die andern beiden schleppten sich mit erheblichen Verletzungen bis Kissaki weiter, und der eine von ihnen kam in einem unbeschreiblichen äußeren Zustand an: er war über und über mit Elefantenkot besudelt. Der Bulle hatte dem Manne einen Rüsselhieb über die Schulter versetzt; der Angegriffene war zu Boden gestürzt, hatte aber, während ihn der Rüssel des Tieres betastete und beroch, die Geistesgegenwart besessen, den Atem anzuhalten und sich tot zu stellen. Worauf der Bulle sacht über ihn hinwegschritt und einem andern Schwerverletzten langsam und bedächtig mit einem seiner gewaltigen Vorderfüße den Kopf zu Brei zertrat und dabei auf den Scheintoten seine Losung absetzte!

So menschenscheu demgegenüber die im Verband der Herde lebenden Elefanten tagsüber auch sind, so gefährlich können sie manchmal bei Nacht werden. Ich hatte von dieser Eigenheit schon früher gehört, aber nie so recht daran geglaubt, bis ich dann einmal ein Erlebnis hatte, das mich so nahe an den Rand des großen Dunkels brachte, wie es mir nur selten widerfahren ist. Auf meine dem Zerreißen nahen Nerven übte dieses Abenteuer eine solche Wirkung aus, daß in den Angstträumen, die mich später noch jahrelang gelegentlich heimsuchten, fortan nicht mehr der Löwe von Mtangata-Fähre, sondern die vor dem Sternenhimmel aufragenden Riesenformen der Elefanten vom Loilojo geisterten.

Es war auf einer neun Tage währenden Erkundungsfahrt in die Gebiete jenseits des Ramisi, die von unserem Hauptmann selbst geführt wurde, und die zugleich eine der letzten war, die wir an unserem alten Frontabschnitt unternahmen. Kurz darauf begann die große Offensive der Alliierten gegen Deutsch-Ostafrika, durch die wir langsam aber unaufhaltsam zurückgetrieben und nach monatelangem erbittertem Widerstand schließlich vollständig aus dem Gebiet der deutschen Kolonie hinaus und nach Portugiesisch-Ostafrika hineingedrängt wurden.

Wir waren neun Mann, die auf diese Schleichpatrouille auszogen — drei Askari, der Hauptmann, ein Leutnant vom Stabe des Kommandeurs und ich, dazu noch die drei Boys von uns Europäern. In der Gegend von Tiwi, etwa fünfundzwanzig Kilometer hinter dem Ramisi, wurden wir von Eingeborenen gesehen, den englischen Streitkräften gemeldet und daraufhin von mehreren Abteilungen zwei Tage lang gehetzt wie Hasen. Gegen Abend des zweiten Tages dieser Hetzjagd krochen wir — noch sieben Mann stark — in einem Zustand von Erschöpfung, der durch Worte nicht mehr anschaulich zu machen ist, in das hohe Matete-Gras, welches das schmale Flußtal des Loilojo bedeckt. Die kleine, drahtige Gestalt des Hauptmanns Kempner, der sich bei diesem Unternehmen, das eher verrückt als tollkühn zu nennen war, als ein Kamerad ohne Fehl und Tadel gezeigt hatte, war die letzte von uns, die sich im Schutze der hohen Halme wortlos zu Boden sinken ließ und alle viere von sich streckte.

Wie „kaputt" wir waren, ist daraus zu ersehen, daß wir wohl länger als eine Stunde regungslos im Elefantengras liegenblieben, obgleich es zwischen den doppelt mannshohen und maisstengeldicken Halmen dieses nur in sumpfigen Niederungen gedeihenden Gewächses statt Luft — nur Moskitos gibt! Diese Feststellung ist kaum eine Übertreibung.

Ich war der erste, der es kurz nach Sonnenuntergang nicht mehr aushielt und sich aufrappelte, um aus dieser Hölle zu entrinnen. Doch von den andern war noch keiner fähig, auch nur ein Glied zu rühren. So hockte ich mich verzweifelt wieder hin, raffte ein paar dürre Stengel und Rispen zusammen und zündete ein Feuerchen an. Die tunnelartig über den Pfad gewölbten Halme verhinderten, daß der Schein vom Talrand her gesehen werden konnte, und ich sorgte durch Auflegen von grünem Material dafür, daß das Feuer keine hohe Flamme sondern den gewünschten Rauch gegen die summende, stechende Pest entwickelte, die uns in dichten, grauen Wolken umgab.

Als das Feuer genügend glimmte, schleppte ich mich zu dem Flüßchen in der Talmitte und füllte unsere Feldflaschen mit dem träge fließenden Wasser; dabei focht ich einen langen Kampf mit mir selber aus, denn am liebsten hätte ich das Wasser auf der Stelle ungekocht getrunken. Daß meine Vernunft dabei schließlich Sieger blieb, hat mir nichts genützt; ich habe späterhin auf dem großen Rückzug doch Wasser trinken müssen, wie ich es gerade schöpfte.

Der kurze Weg zum Flusse war mir über die Maßen schwer gefallen; nun konnte ich mich, die gefüllten Flaschen über die Schultern gehängt, einfach nicht dazu aufraffen, den Rückweg anzutreten. Ich glaube, daß ich dort für eine Viertelstunde eingenickt bin, denn als ich plötzlich hochfuhr, sah ich zu meinem Schrecken einen blutroten Schein aus dem Grasdickicht herausleuchten. Die Angst brachte meine stocksteifen Beine in rasche Bewegung, die Angst, daß der Feuerschein vom Gegner gesehen werden könnte. Welche unvermuteten Gegner er jedoch herbeigelockt und zum Angriff gereizt hatte, sollte sich wenige Minuten später erweisen. Bei meiner Rückkehr waren die andern schon dabei, die Flammen, die während meiner Abwesenheit um sich gegriffen hatten, auszuschlagen und auszutreten. Auf einmal aber erklang vom Talrand her ein Getöse wie rollender Donner.

Eine Sekunde standen wir alle wie angewurzelt, wir sahen einander fragend und unsicher an. Im nächsten Augenblick wurde uns klar, daß die Urheber des Getöses auf uns zukamen; im Grasdschungel rauschte, krachte und brach es, übertönt von klirrenden, kreischenden Lauten. „*Tembo!* — Elefant!" schrie einer der Schwarzen gellend auf, prallte, rückwärts taumelnd, gegen mich und warf mich dabei zu Boden. Noch hatten wir die Größe und die Unmittelbarkeit der Gefahr nicht begriffen, als wir uns schon mitten drin befanden. Wie wandelnde Türme tauchten rings um uns schattenhafte, riesige Gestalten auf. Gelähmt von Entsetzen gewahrte ich hoch über mir ein Paar türflügelgroße, weitabgespreizte, klatschende Ohren, einen steilaufgerichteten Rüssel, der wie eine große dunkle Schlange über den

Hintergrund des Sternenhimmels schwang; eine graue Säule stampfte neben mir nieder, eine zweite glitt dicht über mein Gesicht weg — da schloß ich die Augen.

Es war gewiß nur für eine Sekunde, daß ich die Augen schloß, doch sie war lang genug, um eine ganze Reihe von huschenden, dabei höchst abwegigen und absurden Gedanken durch mein Gehirn zucken zu lassen. Aber von Furcht — so unwahrscheinlich es klingen mag — von Furcht waren sie gänzlich frei.

Dann wurde ich von einer schwarzen Hand hochgerissen und vorwärtsgestoßen. In das Stampfen und Dröhnen, in das Brüllen von Menschenstimmen und in die hohen kreischenden Fisteltöne der Elefanten, Töne, die in so sonderbarem Gegensatz zu den gewaltigen Körpern der Tiere stehen, krachten ein paar Schüsse. Mit einem Schlage, daß der Boden unter meinen taumelnden Füßen bebte, brach einer der Kolosse dicht neben mir auf die Hinterkeulen nieder; pfeifend fuhr sein Rüssel über den geduckten Rücken des Askari hin, der mich durch das Getümmel von kreischenden Elefanten, rennenden, brüllenden und schießenden Menschen vorwärtsriß, bis ich plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen fühlte und über mir das Wasser zusammenschlug.

Das jähe Tauchbad gab mir so viel Selbstbeherrschung zurück, daß ich, in der seichten Flut stehend, auf die dunklen Riesenformen zu schießen begann, die droben vor dem funkelnden Sternenhimmel hin und her glitten. Mit dumpfdröhnendem Aufschlag brach ein zweiter Elefant zusammen, und wie auf Kommando schwenkte daraufhin die ganze Herde plötzlich nach rechts ab, brach mit der Wucht einer Lawine durch die Grasmassen und verschwand polternd in der Nacht.

Wenn ich jemals ein Wunder miterlebt habe, so war es in jener Nacht am Loilojo... Von sieben Menschen, die sich innerhalb weniger Sekunden mitten in einer wenigstens fünfzehnköpfigen Herde von angreifenden Elefanten befunden hatten, waren fünf, möglicherweise auch sechs, mit dem Leben davongekommen. Allerdings hatte jeder von uns mehr oder minder schwere Verletzungen erlitten. Leutnant von Amelung und einen

Askari, die beide mehrfache Knochenbrüche davongetragen hatten, mußten wir am nächsten Morgen droben an der Ramisistraße zurücklassen und der Hilfeleistung der Engländer überantworten.

Den fast unkenntlichen Körper von Misri, dem Boy des Hauptmanns, fanden wir am Schauplatz des Geschehens; von dem auch fehlenden Askari Mohammed Ali entdeckten wir jedoch in der kurzen Zeit, die wir aufs Suchen verwenden konnten, keine Spur. Wir hörten Menschenstimmen schon ganz nahe am Talrand oben, als wir das Suchen endlich aufgaben. Daß wir in unserem damaligen Zustand, unbemerkt von den herbeikommenden Feinden, die beiden Schwerverletzten durch das Flüßchen und drüben eine lange Strecke durch die dichten, taunassen Grasmassen zu schaffen vermochten, war eigentlich ein zweites Wunder.

Von diesem Zuge kehrten schließlich nur drei Mann ins Kompanielager zurück — Hauptmann Kempner, ich und mein kleiner Boy Nußrupia, der kaum zwölfjährige Bub, der vordem im Dienste des gefallenen Unteroffiziers Mohn gestanden hatte. Da Fundis Oberarmschuß so schlimm geworden war, daß er nach Tanga ins Spital gebracht werden mußte, wo man dem armen braven Kerl schließlich den Arm amputierte, war mir die Frage des Kleinen, ob er während Fundis Abwesenheit an dessen Stelle treten könne, sehr willkommen gewesen.

Von dem, was wir Europäer auf diese Unternehmung mitgenommen hatten, brachten wir außer den Kleidern und Waffen, die wir am Leibe trugen, nichts mehr zurück. Dinge wie Rucksack, Moskitonetz, Schlafdecke, Rasierzeug, Zahnbürste, ein Stück Seife und so weiter — Gegenstände, die in normalen Zeiten nicht des Erwähnens wert gewesen wären — bedeuteten jetzt einen geradezu unersetzlichen Verlust. Mir waren außerdem Khakirock, Tropenhelm und Feldstecher abhanden gekommen, auch war das linke Glas meiner letzten Brille entzwei — alles war in jener unheilvollen Nacht am Loilojo dahingegangen. Ein Kleidungsstück, selbst eine Rolle Garn, ein Rasiermesser oder eine Schere gab es schon längst nicht mehr zu kaufen, und so

war ich einer der ersten, deren Äußeres sich mit zunehmender Geschwindigkeit dem Robinsons näherte, oder noch richtiger, dem einer Schießbudenfigur: lang herniederwallendes Lockenhaar hinten, ein zweizipfliger Wotansbart vorn, darüber ein von tausend Lagerfeuern speckig-schwärzliches Gesicht mit einer einäugigen Brille, darunter Khakihemd und Hose, beide gleichermaßen zerrissen, und zuunterst ein Paar fast sohlenloser Trittlinge, die von vorn gesehen an junge Klaffschnäbel erinnerten.

Diese Beschaffenheit meines Schuhwerks hat mir beinahe ein Jahr lang Gefühle verursacht, die sich nur mit denen von faulenden Zahnwurzeln vergleichen lassen. Schuld daran trugen die Funzas, die Sandflöhe. Durch die Löcher meiner sogenannten Schuhe fanden sie ungehinderten Zugang zu sämtlichen zehn Zehen, bohrten sich, wie es die Art dieser sympathischen Geschöpfe ist, unter die Nägel ein und legten hier ihre Eier ab. Da diese Parasiten mikroskopisch klein sind, bemerkt man ihr Eindringen nicht. Man spürt ihr Vorhandensein erst, wenn der Eierhaufen reift, denn dabei schwillt er bis zu Haselnußgröße an, wodurch die Zehe selbst sich ungefähr auf das Doppelte ihres natürlichen Umfangs vergrößert und Aussehen und Temperatur eines glühenden Lötkolbens annimmt. Die Gefühle, die man hat, bevor einem jemand die Eier mit einer Nadel oder einem Dorn herausbohrt, unterscheiden sich in ihrer Nachhaltigkeit kaum von denen, die einsetzen, wenn die fast unvermeidliche Vereiterung des Nagels anhebt. Nur wer selbst mit solchen Zehen tage-, wochen-, monatelang über glühenden Steppenboden gehumpelt ist, weiß, w i e das ist! Im Verlauf der Kriegsjahre habe ich mehrfach von Leuten gehört, die zur Befreiung von dieser Marter keinen andern Ausweg mehr wußten als die Befreiung vom Leben selbst. Bei mir endete die Qual erst, kurz bevor alle Qual und alle Schrecknis des Krieges überhaupt für mich zu Ende waren: dadurch, daß ich von einem Askari ein Paar fast neue Schuhe erstehen konnte, die er einem gefallenen südafrikanischen Offizier ausgezogen hatte.

Einige Tage nach unserer Rückkehr vom Loilojo kam die

Nachricht, daß unsere Nachbarkompanie, die Dreiundzwanzigste, an die Front von Taveta beordert worden war. Seit einem halben Jahre schon war uns bekannt, daß die Engländer einen vernichtenden Schlag gegen die deutsche Kolonie planten und zu diesem Zweck von Voi an der Ugandabahn aus eine Zweiglinie zur deutschen Grenze bauten, um die Überwindung dieser wasserlosen Strecke für größere Truppenmengen zu ermöglichen. Die zahlreichen Kampf- und Sprengpatrouillen, die von den Deutschen im Laufe der Zeit gegen die Bahn ausgeschickt worden waren, hatten ihren Bau wohl oft unterbrochen, aber die schließliche Vollendung doch nicht verhindern können. Seit einigen Wochen waren Tag und Nacht Züge voll Truppen und Kriegsgerät gegen die deutsche Grenze herangerollt, und der Kommandeur zog nunmehr alle verfügbaren Truppen in dem zumeist bedrohten dortigen Gebiet zusammen.

Danach blieb zur Verteidigung der Nordostfront, wo seit einiger Zeit ebenfalls das Eintreffen von Verstärkungen und größere Rührigkeit beim Feinde festgestellt worden waren, nur noch unsere Kompanie übrig. Schon am Tage nach dem Abmarsch der Dreiundzwanzigsten kam Meldung von unserer Feldwache am Umba, daß sich „*ingrezi na mahindi vingi sana kabiza* — ungeheuer viele Engländer und Inder“ auf dem Anmarsch durchs Niemandsland befänden. Der Hauptmann beauftragte daraufhin sogleich Leutnant Kroschinski, eine Aufklärungspatrouille jenseits des Flusses zu unternehmen; kurz bevor die Abteilung aufbrach, ließ der Kompanieführer mich zu sich kommen und fragte, ob ich wohl wieder soweit hergestellt sei, daß ich an der Patrouille teilnehmen könnte. Der Askaribestand der Kompanie betrug zweihundertzehn Mann; durch die dauernden Verluste und Abgänge war die Zahl unserer weißen Offiziere und Unteroffiziere auf insgesamt sechs zusammengeschmolzen, und von ihnen waren augenblicklich noch zwei marschunfähig. Mir machten verschiedene Löcher in der Haut noch recht zu schaffen; schon eine Woche lang plagte mich ständiges bohrendes Kopfweh, und seit unserer Rückkehr vom Loilojo hatte ich noch in keiner Nacht mehr als zwei bis drei Stunden Schlaf finden

können. — Wäre die obige Frage von einem andern als dem von mir außerordentlich hochgeschätzten Kompanieführer gestellt worden, so hätte ich sie mit gutem Gewissen verneint.

Leutnant der Reserve Kroschinski, im Zivilleben Gerichtsassessor, war ein leberkrank aussehender und hochgradig nervöser, im allgemeinen aber eher zurückhaltender und in sich gekehrter Mensch. Für die in Rede stehende Unternehmung war er jedoch in keiner Weise geeignet. Als am darauffolgenden Vormittag unsere vorausgehende Spitze mit der Meldung zurückgelaufen kam, daß sie von den ausgestellten Posten eines großen feindlichen Lagers angerufen und beschossen worden sei, wollte der Offizier von den drei Askari genau wissen, wie stark die Lagernden seien. Als darauf jeder der drei eine andere Zahl nannte — Zahlen, die natürlich alle aus der Luft gegriffen waren —, wurde er wütend und schrie die Leute an. Damit erreichte er nur, daß sie noch verbiesterter wurden, worauf einer, der vorher von etwa achthundert Mann gesprochen hatte, in seiner angstvollen Verwirrung sagte: „*Kweli, mimi sijui, Bwana Laitinanti. Labda mea elfu!* — Ich weiß es wirklich nicht, Herr Leutnant. Vielleicht hunderttausend!“

„Willst du mich verulken, du *Schenzi!*“ brüllte Kroschinski ob dieser Antwort und hob die Gerte aus Nilpferdhaut, die er, wie so viele afrikanische *Bwana mkubwa*, bezeichnenderweise stets bei sich trug. Der Mann prallte erschrocken zurück, stolperte dabei und fiel hin. Nunmehr gingen dem Offizier die Nerven vollends durch. Mit einem überschnappenden: „Verstell dich doch nicht so, Lümmel, infamer!“ versetzte er dem Askari einen Fußtritt und gleichzeitig einen Kiboko-Hieb über die Beine. In der nächsten Sekunde lag er selber am Boden. Ich hatte ihm einen Faustschlag zwischen die Augen versetzt.

DREIZEHNTES KAPITEL

„Wir sind ja alle nur arme Hunde..." – Der letzte Schlag – Die Armee der vergessenen Helden – „Kulla Mtama!" – Pilgerfahrt durch Uluguru – „Laß mich schlafen!" – Zwiesprache mit einem Toten – Das Ende des Kriegspfades

---

Am nächsten Tage mußten wir, da eine feindliche Truppenlandung in unserem Rücken stattgefunden hatte, das Feldlager Jassin kampflos in aller Hast räumen, und eine Woche später wurde ich als felddienstuntauglich von der Fünfzehnten Feldkompagnie zum Küstenschutz Tanga zurückversetzt. Die Felddienstuntauglichkeit war von Hauptmann Kempner damit begründet worden, daß ich wegen Mangels an brauchbaren Augengläsern nicht mehr genügend Sehschärfe besäße.

Nach jenem Vorfall mit dem Leutnant Kroschinski war ich sofort ins Lager zurückgegangen und hatte dem Kompanieführer selbst Meldung gemacht. Er sah mich daraufhin nur schweigend an und schickte mich nach kurzem Nachdenken sofort auf eine andere Patrouille in die Gegend von Kwakinjembe. Als ich vier Tage darauf, nachdem ich von mehreren englischen Abteilungen kreuz und quer durch die Landschaft gejagt worden war, kurz vor Tanga meine Kompanie wieder eingeholt hatte, sagte mir der Hauptmann, daß Leutnant Kroschinski selber gebeten hätte, jene Angelegenheit nicht an die große Glocke zu hängen.

Längere Zeit danach begegnete ich dem Leutnant noch einmal drunten in der Nähe von Bagamojo. Den rechten Arm in einer blutigen Verbandschlinge, lehnte er totenblaß an einem Baume. Er rief mich heran und sagte mit nervösem Gesichtszucken: „Wir wollen alles vergessen, Heye, nicht wahr? Wir sind ja alle nur arme Hunde..."

Auch er ist bald darauf gefallen, und mir tut es heute noch weh, daß ich damals nicht einmal ein „Jawohl, Herr Leutnant",

geschweige denn ein menschliches Wort herauszubringen vermochte. Ich sah ihn nur stumm an, schlug die Hacken zusammen und trottete weiter. Am Abend vorher, beim Übergang über den Wami, den unsere Nachhut gegen den nachdrängenden Gegner bis zum letzten Augenblick verteidigt hatte, war mein Träger Nandi mit einem Kopfschuß in den dunklen Fluten des Flusses versunken. Und mit ihm der kleine Blechkoffer, den er als einzige Last auf allen Wegen getragen und wie seinen Augapfel gehütet hatte. In diesem Köfferchen aber hatten sich neben sämtlichen Aufzeichnungen und Photos, die von meinem Reiseweg von Marokko bis Ostafrika stammten, dreihundertzwanzig Tieraufnahmen befunden — das Gesamtergebnis anderthalbjähriger unsäglicher Mühsal im Wildschutzgebiet der Athi River Plains...

Das war der letzte Schlag gewesen, von dem ich sagen kann, daß ich ihn gefühlt habe. Was von da ab um mich herum vorging und mir persönlich begegnete, hat mich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum noch berührt. Das meiste habe ich einfach vergessen, vielleicht auch unbewußterweise vergessen wollen, und das mag gut sein.

Es war im Juli 1916, als jener kleine Blechkoffer — das letzte Stück der Ausrüstung, die ich vor genau zwei Jahren von Britisch-Ostafrika herübergebracht hatte — verlorenging, mitsamt seinem Träger, dem alten Nandi, dem vorletzten der Leute, die mit mir gekommen waren. Ramadan, der letzte meiner Träger, blieb einige Monate später, bei Morogoro, entkräftet von Hunger und tausendkilometerlangen Märschen, am Wege liegen. Er war nur einer von vielen Zehntausenden gutartiger, geduldiger, einfältiger Negermenschen, die an den Wegen der kämpfenden Truppen liegengeblieben und gestorben sind. Viele dieser — in keinem Buche verherrlichten — Helden des Alltags, die ihr Ende infolge von Seuchen, Hunger, Kälte und Überanstrengung oder durch die mähenden Geschoßgarben feindlicher Maschinengewehre fanden, starben, den Kopf noch auf ihre Last gebettet, die sie weitergeschleppt hatten, bis sie zusammengebrochen waren.

Als unsere aus vierzehn Weißen und fünfundzwanzig Askari bestehende Nachhutkolonne nach Vollendung des aufgetragenen Zerstörungswerks unter dem schweren Feuer der draußen liegenden englischen Kreuzer die Stadt Tanga endgültig räumte, hatte sich mir mein alter getreuer Fundi wieder angeschlossen. Er hatte jetzt nur noch einen Arm, doch wie er mit seinem immer noch vorhandenen gelassenen Humor bemerkte, war auch ein Arm noch mehr als genug, um die wenigen Sachen, die mir noch verblieben waren, in Ordnung zu halten und das knappe Essen zuzubereiten. Brot, Reis und Hülsenfrüchte hatten wir schon seit langer Zeit nicht mehr zu sehen bekommen, von irgendwelchen Gemüsen oder auch nur einer einzigen Kartoffel ganz zu schweigen. Wochenlang lebte unsere kleine Abteilung, die von Gott und dem Kommandeur vergessen worden zu sein schien, fast ausschließlich von einem Hirsevorrat, den wir in einem unserer geräumten Feldmagazine vorgefunden hatten. Das Zeug war derart verschimmelt, daß es nicht mehr des Transports wert gehalten worden war. Die weggeschafften dreitausend Säcke waren allerdings auch schon derart verrottet gewesen, daß der Kommandeur, wie wir erst längere Zeit darauf erfuhren, als damaliges Losungswort der deutschen Truppe mit grimmigem Humor „*Kulla Mtama!* — Friß Hirse!" festgesetzt hatte.

Später ernährten wir uns überwiegend von Fleisch, zum größten Teile von Wildfleisch. Da es auch keinerlei Bratfett mehr gab und wir, die wir Tag und Nacht gehetzt waren wie wilde Tiere, nur selten Zeit und Gelegenheit hatten, das Fleisch zu sieden, rösteten wir es, nach Eingeborenenart auf Stäbchen gesteckt, am offenen Feuer. Wenn wir, wie es häufig vorkam, kein Feuer anzünden durften, verschlangen wir es, auch darin den wilden Tieren gleich, in rohem Zustand. Die Folge davon waren natürlich immer häufigere und schwerere Magen- und Darmstörungen. Als Getränk hatten uns bisher unbeschränkte Mengen von Kaffee zur Verfügung gestanden, der in Ostafrika ja in besonders köstlichen Qualitäten gedeiht. Später fiel auch dieses letzte Anregungs- und Genußmittel, das mir persönlich

immer unendlich viel bedeutet hatte, weg. Da keine Arbeiter mehr vorhanden waren, die Holz schlagen und es längs der Bahnlinie aufstapeln konnten, war man dazu übergegangen, die auf den Stationen lagernden Kaffee-Ernten der letzten zwei Jahre unter den Kesseln der Lokomotiven zu verfeuern.

Dann kam die neue Regenzeit mit wilden Gewittern und Wolkenbrüchen, mit Überschwemmungen, die die Steppe Hunderte von Kilometer weit unter Wasser setzten, mit Tagen, an denen wir zehn bis fünfzehn Stunden lang nicht marschierten, sondern wateten, mit Nächten, in denen wir, an Bäume gelehnt, stehend schliefen, mit Schwärmen von Stechmücken und Wolken von Moskitos, mit neu einsetzenden Fieberschauern und Fiebergluten, während denen wir mit blinden Augen weiterwankten, uns in einem regengepeitschten Gebüsch niederwarfen, die Krisis überstanden und wiederum weiterwankten. Oder aber, wie es mehreren meiner Kameraden erging, die Krisis nicht überstanden und somit auch nicht weiterzuwanken brauchten.

Als unser abgerissener, verwilderter, hohläugiger Haufe die Mittellandbahn überschritt, war er auf neun Weiße und sechzehn Askari zusammengeschrumpft.

Die Gebiete, die sich jenseits der Bahn bis zur Grenze von Portugiesisch-Ostafrika erstreckten, waren damals fast unerschlossen und sind es wohl auch heute noch. Riesige Flächen waren mit dichten Wäldern oder mit wildverwachsenem Busch, mit Dschungeln von mannshohem Grase, mit schleimigen, fauligriechenden Sümpfen bedeckt.

Im Ulugurugebirge erblickten wir zum erstenmal ein englisches Kampfflugzeug, und bald darauf sahen wir droben auf der Straße die ersten Panzerautos der Engländer vorbeirollen. Ihnen nach ratterten ungefähr dreißig mit Feldgeschützen, Minenwerfern, Maschinengewehren und Bergen von Munitionskisten beladene Autos, trabten Scharen von Reitern, Reiter mit weißen, gelben, braunen, schwarzen Gesichtern, viele Hunderte hintereinander. Im Gebüsch versteckt, sahen wir das alles an uns vorüberziehen und blickten dann einander an, von denselben

Gedanken beherrscht. Die gesamte deutsche Streitmacht besaß damals keine zehn Kanonen und keine zwanzig Reittiere mehr, hatte nie ein einziges Flugzeug oder Auto besessen, und keiner ihrer Kämpfer bekam mehr als fünfundzwanzig Patronen mit, wenn er ins Gefecht zog...

Von unserem kleinen Trupp verfügte in jener Stunde kein einziger über mehr als acht Patronen, und ich selbst besaß nicht einmal mehr ein Gewehr.

Was uns bei dem Anblick der vorüberziehenden Kolonnen freilich noch unmittelbarer berührte, das war die Erkenntnis, daß sich demnach bereits erhebliche gegnerische Kräfte zwischen uns und dem Gros der Unsrigen befanden. So hielten wir einen allgemeinen Kriegsrat ab. Einem schon seit längerer Zeit geübten Brauch getreu, hatten dabei außer dem Leutnant und uns andern acht Weißen auch die sechzehn Askari und die zehn Boys und Träger, die zu uns gehörten, Sitz und Stimme. Das Ergebnis war der Beschluß, zuerst einmal eine Verproviantierungsaktion in irgendeinem Dorfe zu unternehmen — wir alle hatten seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts als ein paar unreife Bananen in den Magen bekommen.

Wir brachen unverzüglich auf. Nach schwieriger Kletterei über einen urwaldbestandenen Bergrücken fanden wir endlich eine verlassene, armselige Ansiedlung, doch das einzige, was wir dort erbeuteten, waren wiederum nur halbreife Bananen. Die Schwarzen fügten zu dem harten, grünen Zeug allerdings noch eine kleine Beigabe von „Wildbret" hinzu, nämlich einen verlaufenen Dorfköter. Sonst war uns nichts Genießbares vor Augen und Gewehrlauf gekommen; hier, im dichtbewaldeten Gebirgsland, war die Jagd, die uns drunten in den offenen Steppen stets als letzte Möglichkeit geblieben war, um unseren Hunger zu stillen, eben eine weitaus schwierigere und aussichtsärmere Sache.

In der nebligen Frühe des nächsten Morgens waren wir soweit, daß wir, ohne eine Minute zu zögern, mit der Wildheit eines Rudels verhungernder Wölfe einen Trupp von *King's African Rifles* anfielen, die neben der großen Straße lagerten

und abkochten. Wir schlugen sie, obgleich sie uns an Zahl dreifach überlegen waren, tatsächlich in die Flucht. Als wir aber mit drei Kesseln voll halbgarem Haferbrei — ich selbst mit einem erbeuteten Gewehr und Patronengürtel — gerade im Busch verschwinden wollten, pfiff es uns auf einmal vom gegenüberliegenden Hange herab derartig entgegen, daß wir, zumal die soeben verjagten *Rifles* von hinten auf uns schossen, die nahrhaften Kessel im Stich lassen und wieder einmal gleich gehetzten Hirschen davonspringen mußten.

Ich selbst hatte nur drei oder vier Sprünge vollführt, als ich jählings in eine unvermutete Bachschlucht hinunterkollerte und mir dabei das Knie dermaßen prellte, daß mir das Weiterspringen vorläufig verging. Ich kroch unter den Wurzelstock eines gestürzten Baumes, und dabei wurde mir bewußt, daß ich mein vor zehn Minuten erbeutetes Gewehr schon wieder losgeworden war. Nach einer Weile schien es mir, als hörte ich in der Nähe Menschenstimmen, doch ich erblickte niemand, und niemand erblickte mich. Bald darauf schlief ich ein — wir alle waren damals gewöhnt, zu jeder Zeit und in jeder Lage zu schlafen.

Mein Knie tat ziemlich weh, und mir war vor Hunger sehr übel, als ich am Nachmittag hinauskroch, und so erschien es mir wirklich höchst überflüssig, daß mich zu all meinem Elend auch noch ein Hundertfuß am rechten Unterarm erwischte. Das ist eines der giftigsten Insekten Afrikas; seine Berührung löst die gleichen Gefühle aus wie die eines glühenden Eisenstabs; an dem betroffenen Glied schwillt eine fingerdicke rote Beule auf, und es wird für mehrere Tage bewegungsunfähig.

Von meinen Kameraden war natürlich nichts mehr zu sehen oder zu hören. So machte ich mich allein — mit einem lahmen Bein, einem lahmen Arm, einem leeren Magen und einem Bajonett als einziger Waffe — südwärts auf den Weg. Über die folgenden fünf Tage will ich nur bemerken, daß ich mehrmals sehr nahe daran war, mit erhobenen Händen auf die breite Straße zuzugehen, auf der entlang in fast lückenlosem Strome Massen von feindlichen Truppen fuhren, ritten und marschierten. Doch

dort sollte das Stück Kriegspfad, das zu gehen mir in meinem Leben bestimmt war, noch nicht enden. Durch einige kleine Glücksfälle fand ich während dieser Tage gerade so viel zu essen, daß ich mich ständig weiterzuschleppen vermochte. Das erste Mal gelang es mir, einem Serval die Hälfte eines Perlhuhns abzujagen, ein anderes Mal ergatterte ich ein Körbchen mit köstlichen reifen Papayos, das ein halbwüchsiges Negermädchen vor einer Gruppe sonst gänzlich verlassener Hütten bei meinem plötzlichen Erscheinen fallen ließ, und zuletzt fand ich neben einem noch schwach glimmenden Lagerfeuer zwei Tafeln englischer Schokolade.

Mein Knie war freilich allgemach so schlimm geworden, daß ich am letzten Tage, auf einen Knüppel gestützt, insgesamt wohl keine fünf Kilometer mehr zurückgelegt habe. Auf einem kahlen Hang sitzend, sah ich drunten in der Ebene die weißen Mauern der *Boma* des Bezirksamts von Kissaki im Abendrot leuchten. Dort hatte, wie ich wußte, Oberst von Lettow-Vorbeck fast seine gesamten Streitkräfte konzentriert — dort gab es etwas zu essen. Doch diese letzte Strecke konnte ich nicht mehr gehen. Die hohen, bleichen Gräser des Hanges flüsterten im Abendwind; fern, über unendlich sich dehnenden, bläulich dämmernden Savannen, verglühte der Tag; im golddurchströmten Wipfel einer Borassuspalme unter mir gurrte ein Wildtauber seiner Liebsten den Gutenachtruf zu — alles ringsum war ein einziger Abendfrieden. Eine Welle wilder, abgrundtiefer Sehnsucht schlug da noch einmal in mir hoch, die Sehnsucht nach dem Frieden der großen Wildnis, in der ich gelebt hatte, damals, ehe die Welt in Brand und Blut versank, und in letzter Verzweiflung schlug ich die Hände vors Gesicht. — Dann schnallte ich Patronengürtel und Bajonett ab, stieß beides mit dem gesunden Fuße den Hang hinunter, legte mich auf die linke Körperseite, die nicht ganz so weh tat, im weichen Grase nieder, und mit der inbrünstigen Hoffnung, sie nie mehr öffnen zu müssen, schloß ich die Augen...

Etwas Hartes stieß wieder und wieder gegen meine Schulter, bis ich aufschaute und in eine Gewehrmündung hineinblickte.

Zu Häupten der dunklen Gestalt vor mir schimmerte im Mondlicht der große silberne Adler, den die deutschen Askari am Tarbusch trugen.

„*Ingrezi we?* — Bist du ein Engländer?“ fragte die tiefe, rauhe Stimme des Mannes.

Unwillig schob ich den Gewehrlauf weg, murmelte: „*Ondoka, nataka ku lala!* — Mach dich fort, ich will schlafen!“ und drehte den Kopf auf die andere Seite. Doch er wich nicht von der Stelle, und weiter unterhalb sagte jemand: „*Kweli, mdachi huju! Tazama hii!* — Gewiß ist er ein Deutscher, schau dir das an!“ Mit einem Koppel in der Hand kam der Sprecher, gefolgt von andern dunklen Gestalten, herauf. Ich hatte die Augen wieder zugemacht, alle Fragen drangen nur wie aus weiter Ferne in mein halbbetäubtes Gehirn; zum Antworten war ich viel zu müde.

So packten sie mich und schleppten mich, ich weiß nicht, wie, die ganze Nacht hindurch weiter, bis zum Feldlazarett Kissaki, das sie bei Morgengrauen erreichten. Es war eine von einem Ombascha geführte Aufklärungspatrouille von sechs Askari, die mich gefunden hatte.

Als ich ungefähr eine Woche darauf aus dem Lazarett entlassen und sofort in die sich entwickelnde Schlacht gegen die Reiterscharen des südafrikanischen Generals van Deventer geschickt wurde, war der bärtige Ombascha, der mich in jener Nacht gefunden hatte, mein Nebenmann.

Dicht hinter mir lag — wie stets und überall — Fundi und drehte, leise vor sich hin brummend, weil es mit einer einzigen Hand nicht recht gehen wollte, Zigaretten für mich. Am zweiten Tage meines Lazarettaufenthalts war er auf einmal mit einem ruhigen: „*Jambo, Bwana! Hali gani?* — Guten Tag, Herr, wie geht es dir?“ neben meinem Bett erschienen. —

Durch die Ungeschicklichkeit, mit der die Führung des Gegners diesen Angriff einleitete, und die Todesverachtung, mit der die Truppen selbst fochten, wurde vorübergehend sogar die müde Gleichgültigkeit von mir genommen, die all mein Tun beherrschte. Welle auf Welle der ständig aufs neue heranbrau-

senden Reitergeschwader sank unter dem Feuer der deutschen Linien zusammen. Als gegen Abend das erntereife Maisfeld, vor dem wir lagen, plötzlich in Flammen aufging, stürzten wir unsererseits zum Sturmangriff vor und jagten die Reste der Angreifer in die Flucht.

Als wir zurückkehrten, stand ein heller Mond am Himmel. Da ich brennenden Durst hatte, freute ich mich doppelt auf den Kaffee, den ich tags zuvor in einem unserer Feldmagazine gefaßt hatte, und den Fundi jetzt sicherlich für mich zubereitet hatte. An der Busch- und Baumreihe unserer Ausgangsstellung angekommen, rief ich nach ihm und fragte schließlich, da ich keine Antwort erhielt, ein paar dort beschäftigte schwarze Sanitäter, ob sie vielleicht einen einarmigen Boy gesehen hätten. „*Ndio, Bwana*“, antwortete einer, mit schweißbedecktem Gesicht von seiner Beschäftigung an einem Verwundeten aufblickend, „*Chini ya mti hizi ... Lakini ...!* — Dort unter dem Baume ... Aber ...!“

Ich brauchte nicht zu fragen, ich wußte sogleich, was das zögernde „Lakini“ bedeutete ...

Mein Boy lag noch dort, wo er den ganzen Nachmittag gelegen hatte. In seiner auf die Brust gepreßten Hand hielt er immer noch die Blechschachtel mit dem Zigarettentabak. Das zerfetzte Khakihemd darunter zeigte einen dunklen Flecken, genau über dem Herzen. Ich hockte mich neben ihn hin, ergriff die schon kalt gewordene schwarze Hand, und halblauten Tones begann ich zu dem Toten zu reden. Im Leben hätte der einfache Neger die Worte niemals begriffen, die sein *Bwana* jetzt an ihn richtete ...

*

Von den folgenden sieben Monaten verbrachte ich mehr als drei, mit einer Dysenterie und einer neuen Malaria darniederliegend, in einem Feldlazarett drunten am Rufidji-Fluß. Da ich inzwischen von einem schwerverwundeten Offizier ein Paar annähernd passende Augengläser bekommen hatte, wurde ich nach meiner Genesung wieder felddienstfähig erklärt und mit einem

Jagdkommando in der Nähe von Logeloge betraut. Soviel ich weiß, war unsere Abteilung, die aus noch einem weißen Unteroffizier, zwölf Askari und einer großen Anzahl von Fleischträgern bestand, die letzte deutsche, die sich zu jener Zeit noch auf dem Nordufer des Rufidji befand. Die gesamte Schutztruppe war vom Kommandeur weiter südlich, auf dem Hochland von Mahenge, zu einem letzten Widerstand auf deutschem Gebiet zusammengezogen worden.

Anfangs April — es war nunmehr 1917 — erkrankte mein weißer Kamerad an Rückfallfieber; ich ließ ihn sofort in das nächste Feldlazarett jenseits des Flusses bringen. Am Morgen des 19. April wurde ich, mit meinen Schwarzen im Galeriewald des Ufers auf Büffel jagend, überraschend von einem Trupp berittener Südafrikaner angegriffen. Dabei erhielt ich einen Schuß durch den Oberschenkel. Die Askari wollten mich mitschleppen, doch der Gegner saß uns so dicht auf den Fersen, daß von meinen schwarzen Kameraden wohl keiner über den Fluß gekommen wäre, wenn sie sich noch mit mir belastet hätten. So hockte ich mich nieder, preßte die Hand auf die Wunde und rief ihnen zu: „*Kimbeni wote! Haya!* — Lauft los, alle! Vorwärts!“

Zögernd setzten sie sich in Bewegung und verschwanden im Ufergebüsch. Das war mein letztes Kommando; eine Minute später sprang ein langer Südafrikaner mit den Worten: „*Wounded? Let me see!* — Verwundet? Laß mal sehen“, vor mir von seinem Maultier und legte mir einen Notverband an. Ich war am Ende des Kriegspfades angekommen.

ANDERE BÜCHER VON ARTUR HEYE:

In Freiheit dressiert / Allahs Garten / Hinein nach Afrika / Die Wildnis ruft / Ewige Wanderschaft / Hatako-Mariani. Lebensfahrt eines Kannibalen / Unterwegs. Afrikanische Zufälle / Im Letzten Westen. Mit Trappern, Fischern, Goldsuchern in Alaska

ANDERE BÜCHER DER REIHE
«WILDE LEBENSFAHRT»

Jack Bögh

UND WIEDER LOCKT DAS UNBEKANNTE

Sieben Wanderjahre in Amerika. 160 S. Geh. Fr. 5.—, geb. Fr. 7.—

«... Frisch, lebhaft und mit Humor erzählt der Verfasser von den Wechselfällen seines Schicksals. Ein unterhaltendes Buch, das zugleich einen interessanten Einblick vermittelt in ein Stück Amerika ...»
Der Bund

Ejnar Boesgaard

UM DIE RUNDE ERDE

Erlebnisse eines Abenteurers, 160 Seiten. Geh. Fr. 4.60, geb Fr. 6.60

«... Erlebt wirkt, was man zu lesen bekommt, und abenteuerlich genug ist es wahrhaftig auch ...»
National-Zeitung

Lewis V. Cummings

UNTER KOPFJÄGERN

Zwei Jahre in den Urwäldern Kolumbiens.
256 Seiten. Geh. Fr. 9.50, geb. Fr. 13.—

«.... Buch ist lebendige Darstellung einer Welt, die uns als unzivilisiert, wild und oft grausam erscheint, die aber auf uralter Tradition beruht und gar oft menschlicher ist als das, was wir Kultur nennen.»
Prisma

Torsten Scheutz

IM URWALD VERSCHOLLEN

Flieger-Abenteuer. 196 S. 2. Auflage. Geh. Fr. 6.50, geb. Fr. 10.—

«... Wir haben ein Buch vor uns, das sich von der ersten bis zur letzten Zeile mit höchster Spannung liest und sowohl jung als alt angelegentlichst empfohlen werden kann.»
Schweizer Aero-Revue

Torsten Scheutz

IN DES TEUFELS KÜCHE

Flieger-Abenteuer. 172 Seiten. Geh. Fr. 6.50, geb. Fr. 10.—

«... Torsten Scheutz rechnet mit Lesern, denen seine eigene Abenteuerlust im Blute steckt, und die von Nerven noch nicht viel wissen, dafür um so mehr über exotische Völker und Aviatik wissen möchten.»
Neues Winterthurer Tagblatt

Torsten Scheutz

VERFOLGT UND VERFEMT

Flieger-Abenteuer. 170 Seiten. Geh. Fr. 6.50, geb. Fr. 10.—

«.... Unsere Meinung geht dahin, daß es nur wenige Abenteuerbücher gibt, die einen Vergleich mit diesen Fliegerbüchern aushalten können. Auch Erwachsene werden ihre helle Freude daran haben.»
Luzerner Tagblatt

Die Reihe wird fortgesetzt

ALBERT MÜLLER VERLAG A.-G., RÜSCHLIKON-ZCH.

70.–

BÜCHER VON ARTUR HEYE

HATAKO-MARIANI

LEBENSFAHRT EINES KANNIBALEN

„Wilde Lebensfahrt" Band 11 - 192 Seiten

„Artur Heye erzählt hier das Leben eines Kannibalen, dem er selbst während seines Aufenthalts in Ostafrika begegnete, und der ihm ein treuer Kamerad war... Je weiter wir lesen, um so stärker packt uns dieses Schicksal, das in all seiner Fremdheit im tiefsten Grunde doch ein menschliches Schicksal ist. Heye führt uns ganz schlicht und echt ins Bewußtsein, daß sich in der Seele dieses Naturmenschen das gleiche große Ringen um die ewigen Fragen abspielt, das jeder Mensch, wenn auch in verschiedenen Formen und verschiedener Intensität, erlebt. Unglaublich viel geschieht auf diesen knapp zweihundert Seiten, und es geschieht nicht nur viel, sondern wir erfahren auch vieles über Landschaft und Menschen, Pflanzen und Tiere, Tage und Nächte in Afrika. Hier erzählt einer, der sich nichts erdacht, sondern all dies erlebt hat; der nicht durch den Urwald gereist ist, sondern jahrelang bei jedem Wetter, in jeder Jahreszeit, zu jeder Stunde mit ihm gerungen hat — und der ihn und alle seine Bewohner mit einem großen liebenden Herzen umfaßt. Das ist es, was auch dieses Buch Heyes, so einfach und anspruchslos es geschrieben ist, so sympathisch macht."

Nationalzeitung



UNTERWEGS

AFRIKANISCHE ZUFÄLLE

„Wilde Lebensfahrt" Band 13 - 170 Seiten

„... All die Geschichten dieses Buches sind wieder im höchsten Grade spannend und erregend. Der erste Teil bringt die Schilderung eines Aufenthalts im Wildschutzgebiet der Athi River Plains, einer weg- und wasserlosen Einöde, weiter einer mißglückten Exkursion im Kilimandscharo-Gebiet und einer Besteigung des Meru-Vulkans. Im zweiten Teil stehen Tiergeschichten und Jagden im Vordergrund. Und der dritte Teil berichtet vom Leben und Sterben eines heruntergekommenen deutschen Adeligen, des Grafen Falk, der in Ostafrika eine Zeitlang ein tolles Räuberdasein geführt hat. — Heyes Humor und Darstellungsgabe zeigen sich in dieser Sammlung wieder im besten Lichte. Sie unterhält, amüsiert, stimmt nachdenklich und erweitert die Welt- und Menschenkenntnis."

Volksstimme St. Gallen

Albert Müller Verlag, A.-G., Rüschlikon-Zch.

WILDE LEBENSFAHRT

ANDERE BÄNDE DIESER REIHE:

EJNAR BOESGAARD

UM DIE RUNDE ERDE

ERLEBNISSE EINES ABENTEURERS

„Wilde Lebensfahrt" Band 9 - 160 Seiten

„... Erlebt wirkt, was man zu lesen bekommt, und abenteuerlich genug ist es wahrhaftig auch..."

Nationalzeitung

JACK BÖGH

UND WIEDER LOCKT DAS UNBEKANNTE

SIEBEN WANDERJAHRE IN AMERIKA

„Wilde Lebensfahrt" Band 10 - 160 Seiten

„... Frisch, lebhaft und mit Humor erzählt der Verfasser von den Wechselfällen seines Schicksals. Ein unterhaltendes Buch..."

Der Bund

TORSTEN SCHEUTZ

IM URWALD VERSCHOLLEN

FLIEGER-ABENTEUER

„Wilde Lebensfahrt" Band 12 - 196 Seiten

„... Wir haben ein Buch vor uns, das sich von der ersten bis zur letzten Zeile mit höchster Spannung liest und sowohl jung als alt angelegentlichst empfohlen werden kann."

Schweizer Aero-Revue

TORSTEN SCHEUTZ

IN DES TEUFELS KÜCHE

FLIEGER-ABENTEUER

„Wilde Lebensfahrt" Band 14 - 172 Seiten

„... Was uns neben den Abenteuern interessiert, ist die landschaftliche Zeichnung, die auch im Übermut der prickelnden Erzählung nicht untergeht."

Clubnachrichten der Sektion Bodan SAC

TORSTEN SCHEUTZ

VERFOLGT UND VERFEMT

FLIEGER-ABENTEUER

„Wilde Lebensfahrt" Band 16 - 170 Seiten

LEWIS V. CUMMINGS

UNTER KOPFJÄGERN

ZWEI JAHRE IN DEN URWÄLDERN KOLUMBIENS

„Wilde Lebensfahrt" Band 15 - 256 Seiten

„... Cummings' Schilderung seines zweijährigen Urwalddaseins ist aber nicht nur ein spannendes Abenteurerbuch; es bietet zugleich eine lebendige Darstellung einer fremden Welt, die wir als unzivilisiert zu bezeichnen pflegen, die aber auf uralter Tradition beruht, und in der es weder Lüge noch Diebstahl gibt." Luzerner Tagblatt

DIE REIHE WIRD FORTGESETZT

ALBERT MÜLLER VERLAG AG., RÜSCHLIKON

BUCHDRUCKEREI KELLER & CO. A.G. LUZERN